

April 4/2013

Aus dem Inhalt

Stefan Dybowski
Seniorenseelsorge – eine Lektion über das Christkind 97

Patrik C. Höring
Firmkatechese als interpersonaler Lernprozess:
„Come in and find out“ 99

Thomas Arnold
Ein Navigationsgerät für den religiösen Markt? 107

Alexander Saberschinsky
Wenn der Wald attraktiver als der Friedhof scheint ... 112

Alois Schlachter
Berufungspastoral – Möglichkeiten und Grenzen 115

Ralf Miggelbrink
Vom Hôtel-Dieu zum Kundenzentrum 119

Dieter Griemens
Weltfriedensgebet 2012 in Sarajevo 123

Literaturdienst: 127
Michael Theobald: Eucharistie als Quelle
sozialen Handelns

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Stefan Dybowski, Erzb. Ordinariat Berlin,
Niederwallstraße 8 – 9, 10117 Berlin | Dr. Patrik C. Höring,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Thomas Arnold, Intern. Kath.
Missionswerk missio e. V., Goethestr. 43, 52064 Aachen |
Dr. Alexander Saberschinsky, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
P. Alois Schlachter C.P.P.S, Missionshaus der Missionare vom
Kostbaren Blut, Franz-Sales-Weg 9, 9488 Schellenberg
(Fürstentum Liechtenstein) | Prof. Dr. Ralf Miggelbrink,
Pappelweg 12, 34414 Warburg | Dieter Griemens, Bisch.
Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Bischof Dr. Heiner Koch,
Käthe-Kollwitz-Ufer 84, 01309 Dresden | Prälat Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Stefan Dybowski

Seniorenseelsorge – eine Lektion über das Christkind

Sie sind so etwas wie ein Selbstläufer – die Senioren in der Kirche. Die Reihen in unseren Gottesdiensten sähen weitaus leerer aus ohne die ältere Generation. Eng mit der Tradition der Kirche verbunden findet man sie selten auf der Seite der Kritiker. Sie freuen sich über jede Anerkennung, sind aber auch oft bereit, sich für die Gemeinde einzusetzen, nicht zuletzt auch finanziell.

Seit einigen Jahren verändern sich unsere Gemeinden spürbar. Veränderte Zahlen – sicher am meisten messbar an der abnehmenden Zahl der Priester – machen auch ein Umdenken in der Seelsorge notwendig. Welche Rolle spielen in diesen Veränderungsprozessen die Senioren? Wo sind sie zu finden? Und welchen Platz werden sie in Zukunft in unserer Pastoral einnehmen?

Sofort fällt mir der Bereich der Ehrenamtlichen ein. Es gibt inzwischen viele Studien über das Leben im Alter, und wie die älteren Menschen ihr Leben gestalten. Besuchsdienste in Krankenhäusern, Mithilfe in Kirche und Pfarrhaus, Seniorengruppen mit religiösen Themen, Mitarbeit in den Gremien der Gemeinde, Freizeitangebote.

Aber mir geht es hier um einen ganz anderen Bereich, eher einen Kernbereich der Pastoral, um die Weitergabe des Glaubens. – Glauben Sie an das Christkind? Sie werden schmunzeln: die Zeiten sind lange vorbei. Aber wenn nicht an das Christkind, an wen glauben Sie dann?

Auf einer Seniorenwallfahrt habe ich unseren Senioren von Matthias erzählt.¹ Matthias glaubt an das Christkind, und damit zusammen an alles, was zum Christkind dazugehört und Kinderherzen höher schlagen lässt: an den Wunschzettel, an die Himmelsbäckerei, an den Schlitten, auf dem das Christkind zur Erde fährt und dann die Geschenke zu den Kindern bringt. Doch sein Glaube an das Christkind findet ein jähes Ende. Seine Klassenkameraden lachen ihn aus: Es gibt kein Christkind. Und die Geschenke legen die Eltern unter den Tannenbaum.

So oder ähnlich hat bei vielen der Kinder Glaube sein Ende gefunden. Doch was ist an dessen Stelle getreten? „Erwachsen“ und „realistisch“ bezeichnen viele ihre Befreiung von kindlichen Vorstellungen. Doch oft hat man den Eindruck, dass in ihrer Seele eine gewisse Leere zurückgeblieben ist.

Matthias sucht eine Antwort auf seine Frage nach dem Christkind. Seine beiden kleinen Schwestern kann er nicht fragen, die haben nur Dummheiten im Kopf (ich musste beim Lesen der Geschichte oft lachen), und die Antwort seiner Mutter war immer die gleiche: „Ich habe jetzt keine Zeit.“ Aber Matthias lässt sich nicht davon abbringen, weiter zu suchen. Er findet jemanden, der sich Zeit für ihn nimmt, und der auch eine Antwort auf seine Frage nach dem Christkind hat: nämlich den Großvater.

„Mich haben sie in der Schule auch ausgelacht“, antwortet der Großvater auf Matthias Frage und beginnt zunächst von seiner eigenen Kindheit zu erzählen und dass es ihm genauso erging wie seinem Enkel. Matthias hat also schon mal jemanden, der ihn gut versteht. Und dann erzählt der Großvater, wie damals seine große Schwester ihm die Sache mit dem Christkind erklärt hat. Dass das Christkind auf einem goldenen Schlitten kommt und uns Geschenke bringt, ist wirklich ein Märchen für die Kleinen. Zwar war Matthias stolz, dass der Großvater ihn nicht mehr zu den Kleinen zählte. Aber irgendetwas tat ihm doch weh. „Dann sind es

wirklich die Eltern, die uns die Geschenke bringen?" fragt er. Der Großvater nickt. Aber dann fuhr er fort: „Wer sagt den Eltern, dass sie gerade das schenken, was den Kindern die größte Freude bereitet?" Matthias überlegte: „Etwa das Christkind?" - „Und wenn die Kinder überlegen, wie sie den Eltern eine Freude machen können, wer ist in diesen Gedanken drin?" So langsam lernt Matthias, dass das Christkind nicht mehr einen goldenen Schlitten lenkt, sondern die Gedanken und die Herzen der Menschen.

Matthias hat seinen Kinderglauben abgeben müssen. Das mussten wir alle, die einen früher, die anderen später. Viele Menschen werfen zwar den Kinderglauben über Bord, doch sie haben dafür keinen anderen reifen Glauben, den sie an dessen Stelle setzen, und der sie auch trägt und froh macht.

Vielleicht braucht man dazu Menschen, die reich an Erfahrungen sind, Erfahrungen mit dem Leben und nicht zuletzt auch Erfahrungen mit dem Glauben an Gott. Hier können Senioren großartige Lehrmeister im Glauben sein.

Seniorenseelsorge kann mehr sein als religiöse Angebote für Senioren. Wenn es um die Weitergabe des Glaubens geht, können Senioren gute Lehrmeister sein. Denn diese haben Erfahrungen, von denen sie erzählen können – und vielleicht auch die entsprechende Zeit dazu.

Anmerkung:

¹ Maria Lobe, Woher das Christkind kommt, aus: Johann Hoffmann-Herreros (Hrsg.), Advents- und Weihnachtsgeschichten, Mainz 1978, S. 54

Liebe Leserinnen und Leser,

mit einem Pilot-Projekt zur Firmkatechese steigen wir dieses Mal ein, näherhin mit der Frage, „wie Glauben-Lernen in einer als nachchristlich gekennzeichneten Moderne funktionieren kann“. Geschrieben ist dieser sehr klar die Ziele des inter-personalen Ansatzes benennende Beitrag von **Dr. Patrik C. Höring**, Dozent für Prakt. Theologie am Institut für Kath. Theologie der Uni Köln und Referent in der Jugendabteilung des GV Köln.

Thomas Arnold, Referent für theologische Grundlagen bei missio Aachen, stellt prägnant die Ergebnisse des neuen Milieuhandbuchs zur Sinusstudie von 2013 vor, deren Neujustierung aufgrund des Realitätenwandels in der deutschen Gesellschaft seit 2005 notwendig geworden war, und setzt dabei einen chancenorientierten Schwerpunkt mit Blick auf die Pastoral.

Dr. Alexander Saberschinsky, Liturgiereferent im Kölner Generalvikariat und Dozent für Liturgiewissenschaft an der FH Paderborn, greift das aktuelle Thema der Bestattung in naturbelassenen Waldstücken auf und beschreibt, was hierbei jeweils theologisch wie pastoral gleichermaßen zu bedenken ist.

P. Alois Schlachter C.PP.S aus Liechtenstein gibt auf der Folie seines Aufgabenbereiches des „director vocationis“ Eindrücke aus der eigenen Berufungspastoral wieder.

Unter den Stichworten „Theologisierung des Ethos“ und „Ethisierung der Theologie“ durchmisst **Prof. Dr. Ralf Miggelbrink**, Ordinarius für Systemat. Theologie an der Universität Essen, die Geschichte des christlichen Krankendienstes und zeigt auf, was daraus für heute zu lernen ist.

Immer wieder geschieht im Pbl auch der Blick über den diözesanen bzw. deutschen „Tellerrand“ hinaus. Dazu hilft diesmal **Peter Griemens**, Stabsreferent für Migrationspastoral und Islamfragen im GV Aachen, der vom Weltfriedensgebet 2012 in Sarajevo berichtet, das angesichts der Kriegsvorgeschichte im ehemaligen Jugoslawien alles andere als eine Selbstverständlichkeit war und schon durch seine Ortswahl ein Zeichen der Versöhnung aus dem Geist des religionsübergreifenden Gebetes heraus ist.

Einen noch ganz im Zeichen des Osterfestes stehenden Monat April, in dem es gilt, den auferstandenen Herrn im jeweils eigenen „Galiläa“ zu entdecken (vgl. Mk 1,7), wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Firmkatechese als interpersonaler Lernprozess: „Come in and find out“

Mit diesem auch missverständlich als ‚Komm herein und finde wieder heraus‘ übersetzten Slogan einer Parfümeriekette soll markiert werden, wie Glauben-Lernen in einer als nachchristlich gekennzeichneten Moderne funktionieren kann. „Komm herein und entdecke es selbst“ bezeichnet einen Prozess, in dem die Türen weit geöffnet werden. „Lass herein, die draußen sind“, wie es das Kirchenlied „Eine große Stadt ersteht“ (Text: Silja Walter) besingt.

I. Die Ausgangslage – kurz skizziert

Tatsächlich: Die meisten derjenigen, die sich zur Firmvorbereitung in den Ortsgemeinden in den deutschen Bistümern melden, waren bislang eher „draußen“, gleichwohl sie durch die Taufe bereits Vollmitglieder der Kirche sind. Die Mehrheit jedoch hat seitdem oder zumindest seit der Erstkommunion kaum noch Kontakt zur Gemeinde, abgesehen von gelegentlichen Gottesdienstbesuchen oder der Teilnahme an Angeboten der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit. Kein Wunder, dass diese Situation von Seiten der kirchlichen Verantwortlichen als ein Schritt zu einer neuerlichen Erstverkündigung interpretiert wird.² Zugleich aber soll in einem Vorbereitungsprozess von durchschnittlich etwa einem halben Jahr Dauer der Firmkandidat das Rüstzeug erhalten, um vor dem Bischof und der versammelten Gemeinde sein Taufversprechen erneuern und die mit der Fir-

mung erhaltene Sendung und Beauftragung realisieren zu können.³ Was tun?

II. Rahmenbedingungen

Unter Begleitung der Abteilung Jugendseelsorge haben pastorale Mitarbeiter dreier Pfarreien des Erzbistums Köln mögliche Wegmarken gesetzt, um auf diese Situation hin eine neue Praxis zu ermöglichen. Ein erster Schritt war die Setzung von Rahmenbedingungen.

1. Zunächst: Glauben und Glauben-Lernen setzt Freiwilligkeit voraus

Glauben ist im Wesentlichen eine Praxis, ein Lebensstil⁴, der nur als Folge einer freien, personalen Entscheidung denkbar ist.⁵ Insofern ist auch ein Lernprozess, der eine Glaubensentscheidung oder eine vertiefte Kenntnis des Glaubens und seiner Inhalte und Ausdrucksformen zum Ziel hat, nur auf der Basis der Freiwilligkeit denkbar. – Genau hier liegt der Unterschied zum schulischen Religionsunterricht.

Nun wird man einwenden können: Ja, zur Katechese wird heute auch niemand mehr gezwungen. Fragt man aber die Teilnehmer an Firmkursen nach ihren Motiven, so offenbart sich doch eine Gemengelage von ungeklärten, mitunter aber auch sekundären Motiven. Niemand erwartet von einem 15jährigen Jugendlichen ein brennendes Herz für den christlichen Glauben. Andererseits aber macht stutzig, wenn sich dann im Gespräch zeigt, dass es doch tatsächlich mehr das von der Großmutter in Aussicht gestellte Geschenk (ob es immer ein „Mofa“ ist, sei einmal dahingestellt) oder der sanfte Druck der Eltern ist als das eigene Interesse. Die „Sehnsucht aber ist Anfang von allem“ (Nelly Sachs). Ohne eine grundsätzliche Neugier auf das, was sich hinter den Kirchentüren verbergen mag, wird Katechese schwierig. Dies bedeutet, dass überall da, wo volk-kirchliche Tradition Menschen zu den Sakramenten treibt, die volk-kirchliche Tradition

es aber nicht mehr vermag, diese Menschen in einem quasi natürlichen Sozialisationsprozess mit den Vollzügen von christlichem Glauben und Kirche vertraut zu machen (z.B. durch einen regelmäßigen Gottesdienstbesuch, durch die Pflege von häuslichen, durch den Glauben inspirierte Rituale, durch eine selbstverständliche Realisierung christlicher Werte im eigenen Handeln) und eine unreflektierte christliche Identität zu stützen, erweisen sich diese volkskirchlichen Mechanismen als kontraproduktiv.

2. Kein festgelegtes Firmalter, keine jahrgangswise Einladung

Eine erste Maßnahme war daher der Versuch, diese volkskirchlichen, brauchtumsgeprägten Mechanismen dadurch abzuschwächen, dass es für die Firmung nicht mehr einen bestimmten, vorher festgelegten Zeitpunkt gibt. Also: Kein festgelegtes Firmalter. Und keine jahrgangswise Einladung zur Firmung mehr. Stattdessen: Persönliche Einladung zu einem jährlichen oder sogar halbjährlichen Glaubenskurs, über den auch durch Presse, Flyer oder Aushang informiert wird und für den allenfalls ein *Mindestalter* angegeben wird.

Die Vorteile: Die konsequente Rede von einem *Mindestalter* signalisiert, dass jederzeit und problemlos ein Glaubenskurs besucht werden kann. Wer also mit 16 Jahren „keinen Bock auf Kirche hat“, für den ist der Zug nicht abgefahren. Genauso verhält es sich mit jenen, die durch eine lückenhafte Pfarrkartei oder durch Umzug bei einer jahrgangswisen schriftlichen Einladung durchs Netz fielen. Wer den Zeitpunkt für den neuen Kurs verpasst hat, muss nicht auf das nächste oder übernächste Jahr, auf die Nachbarpfarrei oder die Angebote der Erwachsenen Katechese in den City-Kirchen verwiesen werden, sondern findet binnen der nächsten 6 Monate ein neues Angebot. Katechese muss also ein ständiges Angebot der Ortsseelsorge sein. Der Einstieg muss leicht gemacht werden. Zugleich aber darf ein Mindestmaß an Interesse vorausgesetzt werden. Das Signal, dass es hier um ein

Angebot geht, für das man sich melden kann und darf, ist daher richtig. Ein Rundschreiben, das signalisiert: „Du bist jetzt für die Firmung dran“, tut das nicht.

3. Ein persönliches Anmeldeverfahren

Wer Menschen für etwas interessieren will, muss sagen, was er zu bieten hat. Eine Gelegenheit, sich unverbindlich zu informieren – über das hinaus, was auf einem Flyer abgedruckt werden kann – ist die einfachste Möglichkeit. Bei einer Informationsveranstaltung kann über Ziele, Inhalte und Arbeitsformen, aber auch über Erwartungen und Rahmenbedingungen gesprochen werden. Zentrales Moment wäre aber auch ein persönliches Gespräch, in dem über Interessen und Motive, Vorerfahrungen und persönliche Ressourcen gesprochen werden kann. Geht man davon aus, dass die Lebens- und Glaubenssituation der Menschen unterschiedlich ist, braucht es eine solche Vergegenwärtigung, um eine wünschenswerte differenzierte bzw. „differenzierende Katechese“¹⁷ zielgerichtet realisieren zu können. Dabei geht es nicht um ein Bewerten der jeweiligen Motive und Interessen. Mit dem bischöflichen Dokument „Katechese in veränderter Zeit“ gilt: Ein differenziertes Angebot „bedeutet jedoch nicht, dass die pastoral Verantwortlichen aus ihrer Sicht die Teilnehmenden bewerten und verschiedenen Wegen der Katechese zuordnen. Die Entscheidung für den jeweiligen Weg und die Verantwortung dafür muss von den Teilnehmenden selbst getragen werden.“¹⁸

Wie in einer für den schulischen Unterricht unverzichtbaren didaktischen Analyse üblich, ist sich ein Bild davon zu machen, wie es zu „fruchtbaren Begegnungen *bestimmter* Kinder mit *bestimmten* Bildungsinhalten“ kommen kann. Nach der Klärung von Vorerfahrungen und Erwartungen kann gemeinsam ein entsprechender Lernprozess geplant werden. Voraussetzung ist allerdings, dass dieser entsprechend gestaltbar ist, d.h. kein für alle gleicher Einheitskurs, sondern ein zumindest durch verschiedene Module oder

einen Pflicht-/Wahlpflichtbereich variabel handhabbarer Prozess ist, der auch später noch einmal geändert und justiert und auf die jeweiligen Bedürfnisse abgestimmt werden kann. Das ist mehr als nur die Auswahl aus einer vorgegebenen Anzahl von sog. „Gemeindepraktika“. Es ist die gemeinsame Zusammenstellung eines Lehrplanes auf der Basis eines vorab festzulegenden Kerncurriculum. Nur so wäre die Rede von einer „differenzierten Katechese“ redlich.

III. Kompetenzorientierte Katechese

Was aber ist zu „lernen“? Wie kann gelernt werden? Hier ist zunächst daran zu erinnern, wo die Aufgaben und Chancen der Katechese im Unterschied zum schulischen Religionsunterricht liegen. Während letzterer gemäß der Unterscheidung zwischen Glaubensinhalten (fides quae) und Glaubenspraxis (fides qua) eher den Schwerpunkt auf die Information und die Konfrontation mit den Inhalten christlichen Glaubens legt, kann und muss Katechese die Möglichkeiten suchen und ausschöpfen, christliche Glaubenspraxis erlebbar zu machen.

Im Anschluss an die Wende zur Kompetenzorientierung in der Didaktik, kann auch Katechese sich kompetenzorientiert verstehen. Denn es geht um nichts anders als die Befähigung, das zu realisieren, was im Sakrament der Firmung liturgisch gefeiert wird. Wenn der Codex Iuris Canonici in can. 889, § 2 davon spricht, dass „zum erlaubten Empfang der Firmung“ außerhalb von

Todesgefahr „erforderlich [ist], dass jemand, falls er über den Vernunftgebrauch verfügt, gehörig unterrichtet und recht disponiert ist und die Taufversprechen zu erneuern vermag“, dann ist damit eine Kompetenz – wenn auch nur sehr oberflächlich – beschrieben. Das Erneuern der Taufversprechen erfordert eine sprachliche, aber auch eine geistliche Kompetenz. Sein Herz Gott zu schenken und nicht dem Bösen, setzt die Gabe der Unterscheidung voraus, Gutes als das Gute und Böses als das Böse zu erkennen. Mit anderen Worten: Es geht darum, die von Gott zur mir angebahnte Beziehung wahrzunehmen, zu bejahen und zu leben.¹⁰

Eine zweite Kompetenz ist die der persönlichen Disposition, also die Bereitschaft, das an sich geschehen zu lassen, was inhaltlich mit der Firmung verbunden ist. Wird Firmung – wie in besonderer Weise im Erzbistum Köln¹¹ – als die Beauftragung zum Apostolat verstanden, als eine engere Bindung an die Kirche und an die Pflicht, den Glauben im eigenen Alltag als Christin und Christ zu leben (vgl. LG 11), dann umfasst die hier angesprochene Kompetenz auch ein gewisses Maß an „sentire cum ecclesia“, ein gewisses Maß der Vertrautheit mit den Vollzügen der Kirche.

Beides ist nicht möglich ohne Grundkenntnisse des christlichen Glaubens. Insofern trifft auch hier die Unterscheidung zu, wie sie für den schulischen Unterricht getroffen werden¹², indem Kompetenzen differenziert werden können als Fähigkeiten und Fertigkeiten, Kenntnisse sowie Einstellungen und Haltungen.

Fähigkeiten und Fertigkeiten	Kenntnisse	Einstellungen und Haltungen
Die SakramentenKatechese fördert den Firmbewerber/-in, Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erwerben oder zu vertiefen.	Der Erwerb dieser Fähigkeiten und Fertigkeiten wird <i>inhaltlich geprägt</i> durch Kenntnisse .	Die Verbindung von Fertigkeiten, Fähigkeiten und Kenntnissen ermöglicht es, das eigene Leben und die eigenen Lebenserfahrungen im Licht von Religion und Glauben zu deuten. In diesem Deutungsprozess werden auf der Grundlage des christlichen Glaubens Einstellungen und Haltungen angebahnt.

Diese könnten beispielsweise wie folgt formuliert werden:

Der/Die Firmbewerber/-in kann	Der/Die Firmbewerber/-in kennt	Der/Die Firmbewerber/-in ist bereit
<p>„die Taufversprechen erneuern“ (vgl. can. 889, § 2 CIC)</p> <p>seiner Gottesbeziehung Ausdruck geben</p> <p>sein Leben aus dem Glauben verstehen und deuten</p> <p>sich im Gottesdienst richtig verhalten und diesen innerlich mitvollziehen</p>	<p>Grundgebete der Kirche</p> <p>das Apostolische Glaubensbekenntnis</p> <p>Leben und Bedeutung der Botschaft Jesu Christi</p> <p>Felder kirchlichen Engagements</p> <p>grundsätzliche Aussagen der Kirche zu aktuellen gesellschaftlichen Fragestellungen</p>	<p>die mit der Firmung verbundenen Rechte und Pflichten zu wahrzunehmen</p> <p>sich in Gebet und Gottesdienst für das Wirken des Heiligen Geistes zu öffnen</p> <p>sich als Christ in Kirche und Gesellschaft im Sinne des Apostolates zu engagieren</p> <p>anderen Zeugnis von seinem Glauben zu geben (ist „auskunftsfähig“)</p>

In gleicher Weise könnten mögliche Lernwege beschrieben werden.

Lernwege: Mit den Firmbewerbern/-innen...		
<p>wird das eigene Leben auf das Wirken Gottes hin befragt</p> <p>werden regelmäßige oder ggf. mehrtägige Formen von Exerzitien („Stilleübungen“, Gebetszeiten, geistliche Schriftlesung, Wallfahrt, Kirchenraumerfahrung) durchgeführt</p> <p>wird das Feiern der verschiedenen Formen von Gottesdienst eingeübt</p> <p>werden die Grundgebete der Kirche geistlich erschlossen und praktisch vollzogen</p> <p>wird das Singen als eine Form der geistlichen Erfahrung ermöglicht</p> <p>wird nach jugendgemäßen Möglichkeiten des Engagements in der Kirche (Ortsgemeinde, regionale oder diözesane Angebote und Orte) gesucht</p>	<p>wird das Apostolische Glaubensbekenntnis behandelt</p> <p>werden Leben Jesu und seine Botschaft von der Gottesherrschaft auf der Grundlage der biblischen Texte behandelt</p> <p>werden aktuelle gesellschaftliche Fragestellungen und kirchliche Stellungnahmen dazu diskutiert</p>	<p>werden durch gemeinsame Erlebnisse Beziehungen zwischen Glaubenden vertieft</p> <p>werden durch eine persönliche Mentorenschaft durch Christinnen und Christen Möglichkeiten der alltäglichen Realisierung des Glaubens erhoben</p> <p>werden (prominente) Christen auf ihr Leben und Glauben hin befragt („Gesichter Gemeinde“)</p> <p>werden Einrichtungen und Orte der Kirche besucht</p> <p>wird ein mehrwöchiges, (religionspädagogisch) reflektiertes Praktikum in einer (vornehmlich sozialen) Einrichtung der Kirche durchgeführt</p>
<i>Einführung ins Geistliche Leben</i>	<i>Auseinandersetzung mit Kerninhalten des christlichen Glaubens</i>	<i>Kennenlernen von (christlichen) Lebensentwürfen</i>

In diesem möglichen Tableau können, ja sollen – entsprechend der Lebens- und Glaubenssituation der Firmbewerber – Schwerpunkte gesetzt werden. Dabei sind in besonderer Weise Vorerfahrungen ernst zu nehmen. So sollte die Auseinandersetzung mit Kerninhalten des christlichen Glaubens den schulischen Religionsunterricht nicht wiederholen, sondern allenfalls ergänzen. Das Gleiche gilt für jene, denen – bspw. als Ministranten – die unterschiedlichen Formen der Liturgie geläufig sind (denen diese aber durchaus noch geistlich erschlossen werden könnten). Beim Kennenlernen von Lebensentwürfen sind wiederum die Firmbewerber selbst, zumal wenn sie an der Schwelle zum Erwachsenenalter stehen, je für sich ein mögliches Beispiel, das sich dem Gespräch stellen kann (denn nicht wenige zeichnen sich auch in jungen Jahren schon durch eine reflektierte Haltung oder gesellschaftliches Engagement aus). Vergleicht man diesen – durchaus umfänglichen – „Lehrplan“ mit den heute weitgehend üblichen Lernangeboten in der Firmkatechese, so mag auffallen, dass der Schwerpunkt hier auf den nichtkognitiven Aspekten liegt, die in Wechselwirkung zu den theologischen Gehalten des Glaubens gebracht werden.¹³

Mit Hilfe dieser differenzierten Sicht kann auch die unterschiedliche Kompetenz der an der Katechese beteiligten Personen stärker Berücksichtigung finden. Während die Behandlung theologischer Inhalte durchaus dem dafür ausgebildeten hauptamtlichen Fachpersonal zukommen kann, ist für die Einführung ins Geistliche Leben nicht jeder und jede kompetent – auch nicht jeder pastoral/-e Mitarbeiter/-in, sei er Kleriker oder Laie. Hingegen ist bei der Vorstellung von Lebensentwürfen die ganze Gemeinde gefragt.

IV. Katechese als Prozess der Gemeindebildung

So unterschiedlich die Interessen für die Anmeldung zu einem solchen Kurs auch sein mögen, die meisten bleiben doch zur

Ortsgemeinde, vor allem zur sonntäglichen Gottesdienstgemeinde, auf Distanz. Die Entwicklung sog. „Jugendkirchen“ war ein Weg, dieser Problematik zu begegnen und neue, alternative Orte zu entwickeln, an denen jugendgemäßes Glauben kondensieren und zu einer Personalgemeinde werden kann.¹⁴ Diese Perspektive ließe sich auch auf das Konzept einer durch die Ortsgemeinde getragene Katechese für junge Menschen einnehmen.

Die Kursgruppe kann als „Kirche im kleinen“, als „Gemeinde“ verstanden werden, die den Ausgangspunkt einer temporären oder auch längerfristigen Gemeindeentwicklung bildet. Das Ziel wäre also nicht die Integration der Kursgruppe in die bestehenden Strukturen der Pfarrei, sondern die Entwicklung einer jungen Personalgemeinde aus den existierenden Kursgruppen heraus. Dies kann durch die Übertragung von Mitverantwortung, durch die Bildung von Mitwirkungsstrukturen (eine Art „Gemeinderat“ der Kursgruppe/n), durch ein eigenes Gottesdienstangebot oder sogar einen eigenen Versammlungs- und Gottesdienstort, eben eine „Jugendkirche“ vor Ort (eine inzwischen selten genutzte Kapelle, eine Kaplanei oder Orte im öffentlichen Raum, wie eine Kneipe oder ein Café) gefördert werden.

Gemeindewerden braucht einen Ort, es braucht aber auch Menschen, die als Kristallisationspunkte wirken. Innerhalb der Katechese sind die Katechetinnen und Katecheten das „personale Angebot“¹⁵ oder – wie es die Würzburger Synode an anderer Stelle sagt: „wichtiges Strukturelement“ der Katechese¹⁶. Sie sind die Promotoren einer solchen Gemeindebildung. Die Auswahl der Katecheten ist daher entscheidend. Es braucht Menschen, die für Jugendliche interessant sind, z. B. durch ihre Persönlichkeit, durch ihr berufliches oder freiwilliges Engagement oder durch ihr persönliches Hobby. Das Alter ist dabei nicht unbedingt entscheidend, auch wenn vieles dafür spricht, die Absolventen des zurückliegenden Kurses als neue Katechetinnen und Katecheten zu gewinnen. Hier ist entscheidend, eine Pass-

genauigkeit herzustellen. Nicht jeder und jede ist für alles und jedes geeignet. Ein z.B. in der US-amerikanischen Kirche verbreitetes Profiling im Blick auf freiwillige Mitarbeit¹⁷ ist bei uns noch weithin unbekannt, aber nicht minder notwendig. So könnte es eben unterschiedliche Arten der Mitwirkung und auch des Katechetendienstes geben, etwa jene, die eine Gruppe von Menschen oder Einzelpersonen aufgrund ihrer hohen Sozialkompetenz dauerhaft begleiten (ein „Begleiterkatechet“), oder andere, die nur punktuell, aufgrund einer anderen Fachkompetenz, (als „Expertenkatechet“) dann ihren Beitrag leisten, wenn er gebraucht wird.

V. Kernkonzept Mentoring – „open house, open heart“

Im Mittelpunkt der Firmkatechese steht ein Konzept, das Glauben-Lernen als einen interpersonalen Lernprozess versteht. Schon immer verstand sich Katechese als ein gegenseitiges Teilhaben-Lassen am eigenen Leben und Glauben. Vollzog sich dieser Prozess früher einmal in Form familiärer Sozialisation und der Teilhabe am Gemeindeleben,

so ist heute in Zeiten funktionaler Differenzierung und Segmentierung diese Aufgabe an hauptamtlich „Zuständige“ in Schule und Gemeinde übergegangen. Das Konzept der Gemeindegatechese der 1970er Jahre hat versucht, die Mitverantwortung aller Gläubigen in Erinnerung zu rufen¹⁸. Zu sehr aber blieb es dabei, dass sich ehrenamtliche Katechetinnen und Katecheten auf eine Moderatorenrolle innerhalb einer von ihnen betreuten Kleingruppe zurückzogen. Ein wünschenswerter *Austausch über den eigenen Glauben* fand eher selten statt, und bis heute ist die Nachfrage nach entsprechenden Hilfestellungen groß.

Das Mentoring-Konzept möchte darauf eine Antwort sein. Im Mittelpunkt steht die Beziehung eines einzelnen Firmbewerbers und eines ihm zugeordneten Mentors¹⁹. Dies kann eine Person aus der Gemeinde sein oder eine vom Firmbewerber bzw. der Firmbewerberin benannte Person, z.B. der spätere Firmpate²⁰. Voraussetzung ist, dass diese Person über eine gewisse Glaubenspraxis verfügt, „auskunftsfähig“²¹ im Glauben ist, und bereit, neue Erfahrungen mit jungen Menschen zu machen. Einen Überblick vermittelt folgende Übersicht.

Phase der Vorbereitung	Informationsveranstaltung für Mentoren (1 Abend)	Ziele, Inhalte, Absichten
	Präventionsschulung	
Kennenlernen	Treffen von Mentor und Firmkandidat (1 Nachmittag; im Rahmen eines Großgruppentreffens oder individuell vereinbart) – 90'-180'	Beschnuppern, Vereinbaren
Erlebnisse ermöglichen – Erfahrungen machen Zunächst 3 Treffen, anschließend Zwischenauswertung (ggf. Wechsel des Mentors in Konfliktfällen)	Gemeinsame Treffen/Unternehmungen/ Erkundungen zu zweit: <ul style="list-style-type: none"> – Besuch von kirchlichen Veranstaltungen – Kinobesuch – Kneipe – Kultur/Konzert – Sport – Geistliche Angebote – Fußballstadion – Arbeitsstätte 	Auswahl durch Mentor und Firmkandidaten: „Ich nehme dich mal mit und zeige dir meine Welt.“ (Modell Austauschschüler: Teilnehmen lassen am eigenen Alltag, am eigenen Glauben)

	<ul style="list-style-type: none"> - Teilnahme am Familienleben - Ausflug Rhythmus: von einmal wöchentlich bis einmal im Monat	
Vertiefen	Eigene Austauschzirkel von Mentoren und Firmanden (ggf. auch im Rahmen der Anmeldegespräche zur Firmung) 1-2mal während der Erlebnisphase	
	Mentoren-/Firmandencafé (z.B. vor und nach einem Jugend-/Firmandengottesdienst)	
	Gemeinsames Firmtagebuch Mentor und Firmand füllen jeweils eine Seite einer Doppelseite mit ihren Eindrücken und Erfahrungen (mein Highlight/-Lowlight, mein Satz der Woche, mein Bild der Woche u.ä.)	
Abschließen/Auswerten	Gemeinsame Präsentation der Erfahrungen als Plakat (das in einem Großgruppentreffen oder im Rahmen der Anmeldegespräche ausgestellt wird)	

Angebahnt also durch alltägliche – wenn auch bewusst initiierte – Begegnungen, in denen ein erstes Kennenlernen stattfinden kann, soll es möglich werden, Momente des eigenen Glaubens, vor allem Fähigkeiten und Fertigkeiten bzw. Einstellungen und Haltungen, wahrzunehmen und ins Gespräch zu bringen. Dabei wird es zum Gelingen beitragen, wenn tatsächlich Menschen ihr Haus und später vielleicht auch ihr Herz öffnen – ganz so wie es Familien tun, die einen Austauschschüler ein paar Wochen oder Monate beherbergen und auf diese Weise Anteil geben an der eigenen Lebensweise.

Anmerkungen:

- ¹ Unter Mitarbeit von Michael Brandt, Christiane Heite, Michael Kühn, Robert Sins und Jörg Stockem.
- ² Vgl. etwa Papst Johannes Paul II.: Catechesi Tradendae, Nr. 19.
- ³ Zum Verständnis des Firmsakramentes vgl. Höring, P.C.: Firmung – Sakrament zwischen Zuspruch und Anspruch. Eine sakramententheologische Untersuchung in praktisch-theologischer Absicht. Kevelaer / Düsseldorf 2011.
- ⁴ Vgl. Höring, P.C.: Aneignen einer Lebenspraxis. Ein Antwortversuch auf die Frage: Was ist Katechese?, in: Unsere Seelsorge. Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster, Heft Juni 2010, 4-8.
- ⁵ Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil: Dignitatis humanae 10.
- ⁶ Vgl. dazu die Aussage der Würzburger Synode: „Mit Hilfe der Katechese soll der Glaubenswillige zu einem reflektierten Glauben gelangen können, der das Leben prägt“ (Das katechetische Wirken der Kirche, 42, in: Bertsch, L. u.a. (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik

- Deutschland. Ergänzungsband: Arbeitspapiere der Sachkommissionen [Offizielle Gesamtausgabe II]. Freiburg i. Brsg. 1977, 37–97.
- Vgl. auch die Aussage des Allgemeinen Direktoriums für die Katechese: „Im katechetischen Prozess muss sich der Adressat als aktives, bewusstes und mitverantwortliches Subjekt und nicht bloß als schweigender, passiver Empfänger entdecken können“ (ADK, Nr. 167).
- ⁷ Vgl. Katechese in veränderter Zeit, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [Die deutschen Bischöfe 75]. Bonn 2004, 20. 27.
- ⁸ Ebd., 20.
Auch das Allgemeine Direktorium für die Katechese erinnert daran, dass der Adressat „aktives, bewusstes und mitverantwortliches Subjekt“ des katechetischen Prozesses ist [Kongregation für den Klerus: Allgemeines Direktorium für die Katechese, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [VAp 130]. Bonn 1997, Nr. 167].
- ⁹ Klafki, W.: Didaktische Analyse als Kern der Unterrichtsvorbereitung, 6, in: Roth, H.; Blumenthal, A. (Hrsg.): Auswahl Reihe A, Heft 1: Grundlegende Aufsätze aus der Zeitschrift „Die Deutsche Schule“: Didaktische Analyse. Hannover 1962, 5–34.
- ¹⁰ Vgl. etwa Biesinger, A.; Schmitt, Ch.: Gottesbeziehung. Hoffnungsversuche in Schule und Gemeinde. Freiburg i. Brsg. 1998.
- ¹¹ Vgl. Höring, P.C.: Firmpastoral heute. Theologischer Anspruch und pastorale Realität, Kevelaer / Düsseldorf 2008 sowie www.firmung-feiern.de (dort das sog. „Impulspapier“ bzw. die Arbeitshilfe „Geistesblitz und Tatendrang“).
- ¹² Bei der Struktur stand der in NRW 2003 zur Erprobung vorgelegte (inzwischen durch den Kernlehrplan 2008 ersetzte) Lehrplan Katholische Religionslehre für die Grundschule Pate. Dahinter liegt die u.a. auf Pestalozzi zurückgehende Unterscheidung von kognitiven (Kopf), affektiven (Herz) und psychomotorischen (Hand) Lernzielen. Vgl. auch Grom, B.: Religionspädagogische Psychologie des Kleinkind-, Schul- und Jugendalters. Düsseldorf ⁵2000, 20f.
- ¹³ Vgl. das im Schreiben „Katechese in veränderter Zeit“ formulierte Kriterium der „Ganzheitlichkeit“, worunter die „wechselseitige Verknüpfung von Lebensweg, Glaubensinhalt und Glaubensvollzug bzw. -feier“ verstanden wird. Vgl. Katechese in veränderter Zeit, 27.
- ¹⁴ Vgl. etwa Stams, E.: Das Experiment Jugendkirche: Die ersten Jahre der Jugendkirche TABGHA in Oberhausen. Eine exemplarische Fallstudie zur Problematik jugendpastoraler Neuorientierung. Stuttgart 2008; Freitag, M.; Scharnberg, Ch. (Hrsg.): Innovation Jugendkirche. Konzepte und Know-how. Hannover / Kevelaer 2006.
- ¹⁵ Vgl. Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit, Beschluß, 298–301, in: Bertsch, L. u. a. (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung [Offizielle Gesamtausgabe I], Freiburg i. Brsg. 21976, 288–311.
- ¹⁶ Das katechetische Wirken der Kirche, 49, in: Bertsch, L. u. a. (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Ergänzungsband: Arbeitspapiere der Sachkommissionen [Offizielle Gesamtausgabe II], Freiburg i. Brsg. 1977, 37–97.
- ¹⁷ Vgl. Sellmann, M.: Katholische Kirche in den USA. Was wir von ihr lernen können. Freiburg i. Brsg. 2011, 130–142.
- ¹⁸ Vgl. u.a. Lutz, B.: Katechese in der Gemeinde, in: NHRPG (2002), 305–310.
- ¹⁹ Der im Bereich der Katechese bislang weitgehend unbekannte Begriff der Mentorin bzw. des Mentors soll dazu dienen, das Neue dieser Aufgabenstellung zu markieren. Ebenso gut kann auch von „Firmbegleitern“ gesprochen werden, sofern ihre Rolle über die bislang übliche (und oben als defizitär beschriebene) der Katecheten hinausgeht.
- ²⁰ Das hier beschriebene Konzept kann auch dazu dienen, die heute weitgehend un- und unterentwickelte Rolle des Firmpaten neu zu fassen.
- ²¹ Vgl. Katechese in veränderter Zeit, 13, 25f.

Thomas Arnold

Ein Navigationsgerät für den religiösen Markt?

Die Milieustudie bietet Erkenntnisse für eine veränderte Pastoral in Deutschland

„Wir brauchen ein hörendes Herz, damit die Kirche wieder ihre Mitte findet. Sie muss wieder zuhören, was die Menschen bewegt, welche Sehnsüchte sie haben, welchen Trost sie erwarten. Und sie muss lernen, den Gläubigen zu vertrauen“, formulierte Christiane Florin Mitte Februar im Presseclub der ARD auf die Frage, was die Kirche tun muss, damit sie nicht nur wieder mehr Zuspruch empfindet, sondern auch die Kluft zu ihren Gläubigen überwindet¹. Gerade diese Ferne zwischen den Gläubigen und der kirchlichen Leitung attestiert auch das im Januar 2013 erschiene *MDG-Milieuhandbuch zur religiösen und kirchlichen Orientierung in den Sinus-Milieus* – und formuliert diese Ferne als eines der zentralen Erkenntnisse der neuen Studie. Doch zwischen all den kritischen Tönen bietet die Milieustudie Erkenntnisse, die Chancen für die Kirche aufzeigen, verschüttete Ressourcen neu zu entdecken und von den Menschen unserer Zeit besser verstanden zu werden. Damit wird sie zu einem Werkzeug des Sehens für eine missionarische Pastoral.

Anlass zur Ausarbeitung des neuen Milieuhandbuches war die Zäsur in der öffentlichen Wahrnehmung der Kirche durch den Missbrauchsskandal vor drei Jahren. Unter diesem Eindruck wollten das Erzbischöfliche Ordinariat München, die katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral, das Militärbischofsamt und zwei katholische

Hilfswerke die Ergebnisse der vorangegangenen Erhebung von 2005 aktualisieren und veränderte Haltungen bei den Katholiken in Deutschland überprüfen. Hinzu kam, dass das im Jahr 2005 verwendete Sinus-Milieu-Modell als Reaktion auf den beschleunigten Wandel der deutschen Gesellschaft im Jahr 2010 den gesellschaftlichen Realitäten angepasst worden war. Manche Milieus wie das der DDR-Nostalgiker verschwanden von der „Sinus-Landkarte“, andere wurden zusammengefasst und umbenannt. Nach dem neuen Modell unterteilt Sinus die deutsche Gesellschaft in zehn Milieus, die anhand ihrer sozialen Lage und ihrer Grundorientierung in einer Matrix positioniert werden. Damit stellte das aktualisierte Milieu-Modell eine veränderte Grundlage dar, für die eine Erhebung zur religiösen und kirchlichen Orientierung der deutschen Katholiken als sinnvoll erschien.

Zur Methode: Insgesamt wurden für die seit einigen Wochen vorliegende Studie hundert Mitglieder der katholischen Kirche regional in ganz Deutschland gestreut in eineinhalb bis zweistündigen „leitfadengestützten Tiefeninterviews“ befragt. Bedacht wurden dafür nicht nur im Blick auf die Herkunft der Interviewten ein Ausgleich städtischer und ländlicher Regionen, sondern auch eine Altersquotierung entsprechend den Altersschwerpunkten im jeweiligen Milieu sowie eine Parität der Geschlechter. Die jeweils fünf männlichen und fünf weiblichen Befragten je Milieu, von denen wiederum zwischen zwei ‚aktiven‘ und drei ‚passiven‘ Mitglieder der Kirche² unterschieden wurde, gehörten zum Zeitpunkt der Befragung der katholischen Kirche an. So wurden pro Milieu also zehn Katholiken befragt.

Ergebnisse der Studie, die Chancen für die Kirche bieten

Wer die Studie aufmerksam liest, kann nicht nur Negatives herauslesen, sondern auch Chancen für die Kirche und den Glauben in Deutschland erkennen³. Jede

Gruppierung in der Kirche, gerade auch Vereine, Verbände, etc., können mit Hilfe der Milieustudie Chancen entdecken, die dazu beitragen, die eigene Arbeit zu verbessern.

1. Chance: Neue Gemeindestrukturen

Immer wieder wird in der Studie betont, dass quer durch die Milieus ein Wohlbe- finden und damit die Erfahrung von Glück von den Menschen wahrgenommen wird, wenn sie soziale Geborgenheit erfahren. Vor allem den Menschen in den konservativen, traditionellen und bürgerlichen Milieus sind enge Beziehungen, menschliche Nähe und beglückende Vertrauenserlebnisse wichtig. Es stellt sich die Frage, ob die pastoralen Konzepte in den Diözesen diesem Bedürfnis Rechnung tragen. Gerade die Zusammen- legung von Pfarreien und die mit Schließun- gen, Kostensenkungsdruck und Personal- mangel verbundenen Strukturreformen in den Diözesen führen zu „Unsicherheit und Unmut insbesondere bei den Bevölkerungs- gruppen, die für ihr Wohlergehen auf klein- räumige Lebenswelten und enge personale Beziehungen angewiesen sind“⁴. Die Heraus- forderung besteht nun darin, pastorale Konzepte so zu erweitern, dass die Kirche auch im Nahbereich gestärkt wird. Die Veränderung der Pfarreistrukturen sowie die Etablierung immer größerer Seelsorgeein- heiten ist bereits seit einem Jahrzehnt im Gange.

2. Chance: Priester aus anderen Ländern

Eine weitere Chance erwächst aus den sich verändernden Strukturen in der Pastoral vor Ort: Immer mehr Priester aus dem Ausland werden von Orden und Diözesen in der Seel- sorge eingesetzt. Dies nehmen auch die Christen in kirchennahen Milieus wahr, ver- stehen es aber als ein verunsicherndes Ein- dringen in einen bisher geschützten Bereich. Dem gegenüber steht eine lange Geschichte von deutschen Missionaren im Ausland. Noch kennen viele Christen in den Familien

eigene Angehörige, die als Ordensschwwestern oder Priester auf anderen Kontinenten gewirkt haben. Außerdem unterstützt die deutsche Kirche zahlreiche Projekte im Ausland. Wertvolle Kontakte zu Christen anderer Kontinente werden gepflegt. Dem- gegenüber wird die katholische Kirche von Gläubigen aber kaum als eine Weltkirche wahrgenommen. In der Studie ist eine ge- wisse ortskirchliche nationale Fixierung er- kennbar. Abgesehen vom solidarischen, christlichen Engagement in anderen Erd- teilen, das vor allem Menschen des Sozial- ökologischen Milieus positiv wahrnehmen⁵, und der ablehnenden Haltung gegenüber den kulturfremden Priestern in den deut- schen Gemeinden, wird die Dimension der Weltkirche innerhalb der Studie nicht the- matisiert und damit in der Kirche in Deutschland im Zeitalter der Globalisierung (!) scheinbar auch nicht als entscheidend wahrgenommen. Wichtig wäre hier, die bereichernde weltkirchliche Dimension der Kirche stärker zu betonen.

3. Chance: Engagement der Laien

Die Katholiken erleben der Studie zufolge eine immer stärkere Zurückdrängung des Engagements der Laien und eine „Entmach- tung der willigen und kompetenten Laien trotz Priestermangels“⁶. Dabei hat das Zweite Vatikanum das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen betont und daraus die Rolle der Laien in der Kirche entscheidend gestärkt. Vielleicht lohnt sich auch hier ein Blick über den Tellerrand. Nicht nur die Kirche in Ostdeutschland ist bereits seit Jahrzehnten aufgrund der Diasporasituation auf das Engagement der nicht-ordinierten Gläubi- gen angewiesen und hat dafür in Folge des Konzils neue Formen gefunden. Gerade die Kirche als Weltkirche kann vom Laienenga- gement anderer Kontinente lernen. Hier seien beispielsweise die KatechistInnen in Afrika genannt. Zusätzlich liegt eine hohe Verantwortung bei den TheologInnen, neue Möglichkeiten einer Partizipation der Laien zu suchen und diese theologisch zu reflek-

tieren. Denn wo engmaschige Strukturen der hauptamtlichen Arbeit ausfallen, ist jeder Gläubige für sich gefragt, wie er die Lebendigkeit des Glaubens bewahren kann. Diese Suche führt zu neuen Gemeinschaftsformen – vielleicht auch zu einer neuen Art, Kirche zu sein, die von *missio* in den vergangenen Jahrzehnten durch das Pastoralmodell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften auch in Deutschland vorgestellt worden ist.

4. Chance: Neu das ‚Sprechen‘ lernen

Wenn man der Studie folgt, verstehen sich viele Befragte nicht mehr als gläubig im traditionellen Sinn⁷. Damit ist nicht nur eine Individualisierung des Glaubens gemeint, sondern dass Glaube in den Milieus, vor allem in den jungen und prekär verorteten Milieus, keine Rolle im Alltag spielt. Desinteresse bestimmt das Verhältnis der Menschen zur Kirche und führt zu einer Unkenntnis über die Inhalte des Glaubens. „Die Verbindlichkeit der katholischen Religion als geschlossenes Glaubenssystem scheint [...] verloren gegangen zu sein“⁸. Einen Ausdruck findet dies in der lebensweltlichen Einbettung von Religion. Auch das Gottesbild wird diffuser. Die Studie *MDG-Milieuhandbuch zur religiösen und kirchlichen Orientierung in den Sinus-Milieus* bringt zum Ausdruck, wie vielfältig das Gottesbild in den Milieus ist. „Vom Herrgott der ‚Traditionellen‘ über den Wegbegleiter der ‚Sozial-Ökologischen‘, das höchste Wesen und den Grund des Seins der ‚Liberal-Intellektuellen‘, die letzte, manchmal bitter enttäuschte Hoffnung der ‚Prekären‘ und den rational umstrittenen Gott der ‚Performer‘ bis zum Behüter der ‚Bürgerlichen Mitte.‘“⁹ Insbesondere für alle Theologie-Treibenden wird es ein Ort der Erkenntnis, wahrzunehmen, welches Evangelium die Menschen in den Milieus bezeugen (*sensus fidelium*), und damit auch bisher formulierte Theologien zu hinterfragen.

5. Chance: Hierarchie und Leitungsstrukturen

Besonders schmerzlich werden in dem *MDG-Milieuhandbuch zur religiösen und kirchlichen Orientierung in den Sinus-Milieus* durchgehend durch alle Milieus die Aufdeckung und der Umgang mit Missbrauchsfällen durch katholische Geistliche und Mitarbeiter der katholischen Kirche wahrgenommen. Die Vorfälle wurden als Ausdruck und Symptom der „desolaten Verfassung, in der die Institution katholische Kirche sich heute befindet“¹⁰ verstanden. Dieses Urteil stellt durch alle Milieus einen massiven Imageschaden und eine Bestätigung des Modernisierungsdefizits der Kirche dar. Hinzu kommt, dass die Studie bei den Befragten eine starke Differenzierung zwischen der Kirche vor Ort, mit der sie sich identifizieren können, und der kirchlichen Leitung feststellt. Leitsatz dafür ist „Die Kirche ist besser als ihre derzeitige Führung“ (S. 30). Eine Wiederherstellung des Vertrauens in der Kirche und ihre Leitung (skompetenz) dürfte eine zentrale Herausforderung sein. Die Deutsche Bischofskonferenz hat mit dem Dialogprozess einen Weg beschritten, der sich bemüht, nicht übereinander, sondern miteinander zu sprechen. So wird wahrnehmbar, dass die Kirche Potential hat, sich zu verändern und den Menschen wieder mehr zu geben als bisher.¹¹

6. Chance: Milieuspezifisch kommunizieren

Die Kommunikation der Kirche in Deutschland wird differenziert wahrgenommen. Während die Konservativ-Etablierten, die Liberal-Intellektuellen und die Sozialökologischen eher an übergeordneten Strukturen und kaum an lokalen Details interessiert sind, suchen die Angehörigen des Adaptiv-Pragmatischen Milieus und des Milieus der Performer weniger nach systemischen Zusammenhängen, sondern wollen eine Bündelung der Informationen in kompakten Übersichten. Hedonisten und Expeditiv sind religiösen Themen nicht abgeneigt, wenn sie „narrativ-verförend, ‚stylish‘ und funktio-

nal vermittelt werden“¹². Befragte aus dem Milieu der Bürgerlichen Mitte sowie des Traditionellen Milieus sind an pfarrebezogenen Informationen interessiert. Wie bereits schon in der Milieustudie 2005 erwähnt wurde, zeigt sich hier erneut, dass es sich lohnt, die Art und Weise, wie die Botschaft im Lebensumfeld der Menschen verkündet wird, überdenken und eine Sprache (im umfassenden Sinne der Worte und des Handelns) zu kultivieren, die zielgruppengerechter den Rezipienten wahr- und ernst nimmt. So wie Artikel 44 der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* formuliert, wenn eine „angepasste Verkündigung (praedicatio accomodata) des offenbaren Wortes [...] zum Gesetz aller Evangelisation“ gefordert wird.

Kritik an der Studie

Wie schon 2005 fand die Milieustudie auch 2013 schnell Fürsprecher und Gegner. Bereits nach der Veröffentlichung der Studie im Jahr 2005 wies Bischof Joachim Wanke darauf hin, dass das Evangelium keine „Ware“ im volkswirtschaftlichen Sinne ist, die an den Mann bzw. an die Frau zu bringen ist, aber dass man „auch Umfragen, zumal wenn sie für die Kirche zu kritischen Ergebnissen kommen, als Einladung zum Nachdenken über den kirchlichen Auftrag verstehen [kann], freilich ohne dabei die Bibel zu vergessen.“¹³

Dennoch meldeten sich unmittelbar nach der Veröffentlichung der Studie im Januar 2013 auch kritische Stimmen zu Wort. In einem Beitrag der Tagespost kritisierte der Trierer Sozialethiker Wolfgang Ockenfels¹⁴, dass „wissenschaftsgläubige Theologen [...] leichtfertig Begriffe, Kategorien und Methoden [übernehmen], mit denen man die religiöse Realität kaum erfassen kann.“¹⁵ Weniger allgemeinkritisch als Ockenfels reagierte Andreas Püttmann¹⁶, Alexander Kissler¹⁷ und Manfred Güllner. Sie kritisierten die Methodologien der Studie aufgrund ihres nicht repräsentativen Designs. So monierte Alexander Kissler, dass gerade ein-

mal „0,004 Promille aller Katholiken“¹⁸ ein „Abbild der Katholiken in unserer Gesellschaft aufzeigen“¹⁹ sollen. Die Verfasser der Milieustudie betonten demgegenüber bereits in ihren Vorbemerkungen zur Studie, dass die von ihnen vorgelegten Erkenntnisse in ihrer Typizität und inhaltlichen Relevanz aufgrund der „eingesetzten qualitativ-ethnologischen Methoden“ auch bei kleiner Stichprobenbasis gültig seien.²⁰

Wie mit der Studie umgehen?

So gerechtfertigt kritische Anfragen zu Entstehung und den Ergebnissen des in dem *MDG-Milieuhandbuchs zur religiösen und kirchlichen Orientierung in den Sinus-Milieus* auch sind, ermöglicht die Studie mit ihrer Außenperspektive, die teils im Kontrast zur Eigenwahrnehmung der Kirche steht, eine Konfrontation, die zum genuinen Ort intellektueller Erkenntnis und geistlicher Demut werden kann.²¹ Die Kirche hat sich mit dem Milieuhandbuch ein Analyseinstrument in einer modernen Gesellschaft geschaffen, in der Religion sich nicht mehr in herkunftsbezogenen Schicksalsgemeinschaften, sondern zunehmend über komplexe gesellschaftliche Mechanismen entwickelt.²² Wie sich die Kirche schlussfolgernd aus den Ergebnissen der Studie(n) auf dem „Markt“ verhält, ist ihr selbst überlassen. Dies lässt die Studie natürlich offen. Dabei ist jeglicher *institutionalistischer Opportunismus*, wie ihn Rainer Bucher bezeichnet²³, abzulehnen.

Ein weiteres darf nicht Folge der Studie sein: Schnell kann man bei der Suche nach einer angemessenen Sprache für die Verkündigung des Evangeliums geneigt sein, sich trotzig in einzelne Milieus zurückzuziehen, von denen man sich verstanden fühlt. Dies widerspricht aber nicht nur dem universalen Heilswillen Gottes, sondern auch dem Missionsauftrag Jesu sowie dem Solidaritätsimperativ des Zweiten Vatikanum.²⁴ Damit bietet die Studie also auch die Chance, die Kirche aus dem „Sog ihrer reinen institutionellen Selbsterhaltung“²⁵ herauszureißen und sie für ihre existenzbegründende Aufgabe,

nämlich die Verkündigung des Evangeliums, zu sensibilisieren. Kirche als Zeichen der Nähe Gottes hat die Aufgabe, *allen* Menschen das Heil zu verkünden (vgl. 1 Tim 2,4, GS 23f. und LG 1). Deswegen darf sie nicht ausweichen, vor den ihr angebotenen, teils unbequemen Außenperspektiven zurückschrecken, sondern muss den ihr vorgehaltenen Spiegel als Chance verstehen, für die Menschen des 21. Jahrhunderts sprach-, diskurs- und handlungsfähig zu sein. Dabei bleibt es für die Glaubensgemeinschaft immer ein Spagat, der Welt „nicht entkommen zu können“ und „nicht verfallen zu dürfen“²⁶. Wie schwer diese Dialektik auszuhalten ist, zeigte die Debatte um den Entweltlichungsbegriff Papst Benedikts.

Das Hören als Impuls zur Selbst-evangelisierung

Die Gefahr besteht darin, die Ergebnisse des *MDG-Milieuhandbuchs zur religiösen und kirchlichen Orientierung in den Sinus-Milieus* entweder zu leugnen oder angesichts des Evangeliums in einen Aktionismus zu verfallen und zu meinen, schnell alle ‚Missstände‘, die die Studie formuliert, zu beseitigen. Das wäre nicht die Intention der Studie. Sie kann sensibilisieren, die Chancen für die Kirche und eine Revitalisierung des Glaubens in Deutschland zu erkennen. Das Milieuhandbuch fordert nicht dazu auf, sich der Welt anzugleichen, sondern eine Fähigkeit zum Hinhören, zum Hinschauen zu finden – „eine Aufmerksamkeit des Herzens, die die untergründigen Signale, Wünsche und Erwartungen derer registriert, denen man nahe sein will.“²⁷ Wenn dies gelingt, wird sich die Kirche durch ihr Hören selbst verändern. Dies ist der Anfang einer Evangelisierung und der Zugang zum Menschen. Im Hören beginnt der Dialog. In der darauf passenden Antwort das Zeugnis des Glaubens. In der darauf passenden Antwort das Zeugnis des Glaubens.

Anmerkungen:

- ¹ ARD Presseclub: Sind wir Kirche? Was uns Glauben noch bedeutet. ARD, 17.02.2013, 12.00 – 12.45 Uhr.
- ² Vgl. Medien-Dienstleistung GmbH (Hrsg.): Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierung“ 2013, München 2013, 61.
- ³ Vgl. Spielberg, Bernhard: „Noch drin, weil nicht ausgetreten“. Das „Milieuhandbuch 2013“ zeigt der Kirche, was in ihr steckt, in: Herder Korrespondenz 67 (2013). 3, 119–123.
- ⁴ Milieuhandbuch, 24.
- ⁵ Milieuhandbuch, 13.
- ⁶ Milieuhandbuch, 26.
- ⁷ Milieuhandbuch, 16.
- ⁸ Ebd.
- ⁹ Spielberg, 121.
- ¹⁰ Milieuhandbuch, 25.
- ¹¹ Milieuhandbuch, 30.
- ¹² Milieuhandbuch, 39.
- ¹³ Wanke, Joachim: Was uns die Sinus-Milieu-Studie über die Kirche und ihre Pastoral sagen kann – und was nicht. Anfragen und Anregungen an Milieu(sic!)-Studie und Kirche, in: Lebendige Seelsorge 57 (2006) 4, 242.
- ¹⁴ Vgl. o. V.: Was ist die Sinus-Studie wert?, in: Die Tagespost, Nr. 12 (Samstag, 26.01.2013), 66. Jg., 1. Ebd.
- ¹⁵ Ebd.
- ¹⁶ Püttmann, Andreas: Das Sinus-Lehramt hat gesprochen, im Internet: <http://kath.net/detail.php?id=40032> (21.02.2013).
- ¹⁷ Kissler, Alexander: Kirche im Blindflug, im Internet: <http://www.cicero.de/salon/kirche-im-blindflug/53327> (21.02.2013).
- ¹⁸ Ebd.
- ¹⁹ Ebd.
- ²⁰ Vgl. MDG-Milieuhandbuch, 59.
- ²¹ Vgl. Bucher, Rainer: Die Provokation annehmen. Welche Konsequenzen sind aus der Sinusstudie zu ziehen?, in: Herder Korrespondenz 60 (2006) 9, 450.
- ²² Vgl. Bucher, 451.
- ²³ Vgl. Bucher, 452.
- ²⁴ Vgl. Bucher, 453.
- ²⁵ Bucher, 452.
- ²⁶ Vgl. Bucher, 9, 451.
- ²⁷ Wanke, 246.

Wenn der Wald attraktiver als der Friedhof scheint ...

Zur Bestattung in naturbelassener Umgebung im Wald

Im März 2013 hat das Erzbistum Köln – wie schon andere Diözesen zuvor – nun auch eine Regelung hinsichtlich der kirchlichen Bestattung in naturbelassenen Waldstücken veröffentlicht.¹ Die folgenden Ausführungen legen dar, vor welchem Hintergrund und angesichts welcher Herausforderungen die (Erz-)Diözesen solche Regelungen erlassen. Warum besteht Regelungsbedarf? Welche Spannungen verbergen sich hier? Wie geht man theologisch verantwortet und pastoral klug mit ihnen um?

1. Die gewandelte Situation

Derzeit ist bekanntermaßen ein großer Wandel in der Bestattungskultur zu beobachten. Er verlangt große Aufmerksamkeit, denn: Was der Tod für den Menschen bedeutet, ist aufs Engste mit dem verbunden, was der Mensch über sich selbst sagt. Demnach kann man das Menschenbild einer Gesellschaft im Spiegel der Bestattungskultur erkennen. Umgekehrt kann die Kirche mit ihrer Bestattungskultur Zeichen setzen – vielleicht auch Zeichen der Hoffnung gegen den gesellschaftlichen Trend. Angesichts dessen muss die konkrete Frage, ob ein kirchliches Begräbnis in einem naturbelassenem Waldstück möglich ist, gewissenhaft bedacht werden.

Dieser Frage muss man sich gegenwärtig aus zwei Gründen neu stellen: Zum einen vermehren sich die Hinweise, dass Gläubige

verstärkt diese Bestattungsform wünschen. Zum anderen hat sich auch das Konzept, das landläufig unter dem Begriff „Friedwald“ läuft, ausdifferenziert: Ehemals steht der registrierte Begriff „Friedwald“ für ein Konzept, das sich ausdrücklich vom christlichen Auferstehungsglauben und den daraus resultierenden Bestattungsformen absetzte. Doch zwischenzeitlich behauptet selbst der Friedwald auf seiner Internetseite auf die Frage „Ist Friedwald naturreligiös?“: „Nein, das Unternehmen FriedWald ist weltanschaulich neutral.“² Darüber hinaus haben sich unabhängig vom Friedwald als registrierter Marke weitere Angebote entwickelt und Anbieter gefunden (nicht zuletzt Kommunen, die als Forstbesitzer auf Einnahmen hoffen), die Bestattungen im Wald anbieten. Sie laufen unter Bezeichnungen wie Ruheforst, Begräbniswald, Ruhehain u.a.m. Kennzeichnend ist für diese Bestattungsform, dass es sich erstens um ein bewaldetes Stück handelt, das zweitens naturbelassen ist, also um keinen Baumbestand innerhalb eines Friedhofs. Daher sollte man zwar umständlich, aber korrekt von Bestattung in naturbelassener Umgebung sprechen.

Was aber den Ausschlag gibt, sich aufgrund der drängenden Nachfragen seitens Gläubigen erneut mit der Bestattung in einer solchen naturbelassenen Umgebung in einem Wald zu befassen, ist, dass der Betreiber eines solchen Begräbniswaldes keineswegs einen antichristlichen Hintergrund haben muss. Teilweise bewegen ihn schlichtweg – nicht anders als bei Bestattern – kommerzielle Interessen. Einige Betreiber öffnen sich sogar explizit den Erfordernissen kirchlicher Begräbnisse. Daher ist erneut abzuwägen, ob ein kirchliches Begräbnis in einem naturbelassenen Waldstück möglich ist.

2. Argumente pro und contra

Es gibt sehr unterschiedliche Motive, die Menschen dazu bewegen, in einem naturbelassenen Wald bestattet werden zu wollen. Bisweilen vermischen sich die Motive in unterschiedlichen Konstellationen. Aber der

Blick auf die einzelnen Motive zeigt, dass der Wunsch nach einer Bestattung im Wald nicht zwangsläufig dem Christentum widersprechen muss. Folgende Motive finden sich als Triebfeder für die Entscheidung eines Einzelnen zu einer Bestattung im naturbelassenen Wald:

- ästhetische („Ich finde die Umgebung eines natürlichen Waldes schön und will dort meine letzte Ruhe finden.“)
- finanzielle („Ich habe nicht so viel Geld und/oder die Hinterbliebenen sollen nicht finanziell belastet werden.“)
- Vermeidung der Grabpflege („Ich will meinen Angehörigen nicht zur Last fallen.“)
- religiöse/weltanschauliche („Ich will zurück in den Kreislauf der Natur.“).

Sicherlich kann man über die drei ersten Argumente diskutieren: Warum scheinen unsere Friedhöfe weniger attraktiv als die freie Natur? Muss eine Friedhofsbestattung teurer sein? Ist es nicht gut für die Trauarbeit der Hinterbliebenen, wenn sie ein Grab aufsuchen können? Doch kann man aus christlicher Sicht an diesen Punkten keinen zwingenden Widerspruch zum Glauben festmachen.

Aber welche Argumente könnten aus christlicher Sicht gegen eine Bestattung im naturbelassenen Wald sprechen:

- pantheistische und/oder naturreligiöse Vorstellungen
- Mangel an humaner und christlicher Bestattungskultur
- fehlender Ort für ein christliches Totengedenken und für die Trauer der Hinterbliebenen
- Verbannung der Verstorbenen aus der Welt der Lebenden und damit aus dem Bewusstsein.

Diese Kritikpunkte müssen bedacht und teilweise als Ausschlusskriterien gelten. Dies betrifft vor allem die Vorstellung einer Rückkehr in den Kreislauf der Natur, die den Baum als Grab und Grabmal zugleich versteht – und nicht das Kreuz Christi als Baum des Lebens deutet. Wie hat sich angesichts dieser Argumente pro und contra die katholische Kirche in Deutschland zur Bestattung in naturbelassener Umgebung positioniert?

3. Kirchliche Positionierung

Auf der Ebene der Deutschen Bischofskonferenz werden im Laufe der letzten Jahre in den amtlichen Texten Bedingungen entwickelt, die erfüllt sein müssen, damit eine kirchliche Begleitung bei einer Beisetzung im naturbelassenen Wald möglich ist:

- Der christliche Auferstehungsglaube muss vom Verstorbenen geteilt worden sein.
- Der Name des Verstorbenen muss angebracht werden können (keine anonyme Bestattung).
- Es muss ein christliches Symbol möglich sein.

Es handelt sich hierbei um ein Zugeständnis, denn die grundsätzlichen Vorbehalte gegenüber dieser Bestattungsform werden nicht aufgegeben.³

Darüber hinaus sind weitere Kriterien in den Amtsblättern einzelner Diözesen benannt worden:⁴

- Glaube der Angehörigen an die Auferstehung in Christus (Offen bleibt, ob dies als Ausschlusskriterium oder pastoraler Anknüpfungspunkt verstanden wird.)
- Maßgaben des Kirchenrechts für ein kirchliches Begräbnis müssen erfüllt sein
- keine antichristliche Ideologie seitens des Betreibers des Waldes
- Möglichkeit zur kirchlichen Gestaltung des Beisetzungsritus
- konkreter Begräbnisort muss vorhanden sein
- Versenken in der Erde an einem bestimmten Ort (statt Verstreuungen)
- Zuständigkeit des Heimatpfarrers des Verstorbenen.

4. Pastorale Herausforderung

Die Trierer Handreichung zum Umgang mit Tod und Begräbnis von 2007 ist erwähnenswert, weil hier die rechtlichen Bestimmungen in ein pastorales Konzept eingebettet werden. Das ist insofern eine lohnenswerte Herangehensweise an die Problematik, als sich die konkrete Seelsorge vor Ort immer in einem Spannungsfeld bewegt, innerhalb

dessen drei Pole auszutarieren sind: 1. Erfordernisse und Erwartung der Menschen, 2. theologisch Wünschenswertes und Vorgegebenes, 3. rechtliche Vorgaben.

Das Spannungsfeld ist nicht einseitig aufzulösen. V. a. die ersten beiden Punkte müssen vom Seelsorger ständig austariert werden. Hinsichtlich der Bestattung bedeutet dies: Einerseits sind die Menschen in einer konkreten Notlage (emotional, organisatorisch) und bringen auch bestimmte Erwartungen mit, was die Kirche nun für sie tun soll, andererseits ist Kirche kein Dienstleister, um die Vorstellungen einer Kundschaft zu befriedigen. Nicht selten können theologische Vorgaben, denen der christliche Glaube verpflichtet ist, und die Erwartungen der Menschen sowie die äußeren Erfordernisse in einen Konflikt geraten.

Zum Beispiel: Aus Zeitgründen verzichtet man auf eine Verabschiedung am Sarg, aber wünscht eine Feier in Gegenwart der Urne. Das wird aber nicht der Symbolik der Liturgie gerecht, die ihrerseits eine theologische Aussage hat. Oder: Ist es in gleicher Weise sinnvoll, eine Urne wie einen Sarg im Kirchenraum während der Exsequien aufzustellen?²⁵

Solche konkreten Fragen sind nicht sach- und menschengerecht zu lösen, indem das oben angesprochene Spannungsfeld einseitig aufgelöst wird. Denn die Alternativen wären dann Rigorismus ohne Rücksicht auf die Menschen einerseits und Beliebigkeit andererseits. Die Seelsorger vor Ort müssen im konkreten Fall je neu abschätzen, was der rechte Weg ist, der die beschriebenen Spannungen ohne Einseitigkeiten aushält; diese Verantwortung tragen die Seelsorger, und sie benötigen einen entsprechenden Handlungsspielraum.

Im Entscheidungsfall ist mitzubedenken, dass die Frage der Gestaltung einer christlichen Bestattung keine Frage der Gültigkeit ist. Es geht immer darum, die richtigen Zeichen zu setzen – Zeichen, die den christlichen Glauben zum Ausdruck bringen, und Zeichen, die den Menschen etwas von der christlichen Auferstehungshoffnung und der Gottesebenbildlichkeit des Menschen ver-

künden. Dabei sollte man sich nicht von dem Argument leiten lassen, dass man an anderen Stellen auch nicht das Optimum erreicht. Zum Beispiel: Aufgrund der Tatsache, dass viele Bestattungen auf Friedhöfen unbefriedigend sind, kann man nicht sagen, bei Bestattungen im Wald müsse man auch nicht so genau sein. Die umgekehrte Denkrichtung ist hilfreich und sinnvoll: Die Bestattungen auf den – insbesondere kirchlichen – Friedhöfen sollten so eine überzeugende Zeichensprache sprechen, dass dagegen eine Bestattung im naturbelassenen Wald unattraktiv erscheint.

Insofern Gläubige dies aber nicht so empfinden, kann man schwerlich eine Bestattung in naturbelassener Umgebung rundherum verbieten, wenn sich dahinter keine antichristliche Motivation verbergen und – trotz bestehen bleibender Grundvorbehalte – gewisse Kriterien erfüllt werden.

5. Rechtliche Regelung

Im Erzbistum Köln hat dies zur Entscheidung geführt, dass man entsprechend den öffentlich-rechtlichen Regelungen die Beisetzung einer Urne mit der Asche eines Verstorbenen auf einem offenen, naturbelassenen Waldstück im Wurzelbereich eines Baumes oder Strauches trotz aller weiterhin bestehender Vorbehalte ermöglicht, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind:

- grundsätzliche Erfüllung der Maßgaben des Kirchenrechts für ein kirchliches Begräbnis (vgl. CIC/1983 can. 1184);
- keine Ablehnung des Auferstehungsglaubens durch Verstorbenen und Betreiber des Waldes;
- eindeutig bestimmbarer Ort für die Urnenbeisetzung;
- Anbringung des Namens des bzw. der Verstorbenen und Möglichkeit, ein christliches Auferstehungssymbol anzubringen;
- kirchliche Ausgestaltung des Beisetzungsritus nach liturgischen Vorgaben.

Ansonsten liegt die Erstzuständigkeit beim Heimatpfarrer, nicht beim Pfarrer, in dessen Pfarrei der Begräbniswald liegt.

Doch damit sind nur die Eckpunkte abgesteckt. Darüber hinaus bleibt, Tote zu begraben und Trauernde zu trösten, eine pastorale Aufgabe, die große Herausforderungen an die Seelsorger stellt. Unbeschadet der rechtlichen Maßgaben müssen die Seelsorger im konkreten Fall nicht selten zwischen den geschilderten Erwartungen der Menschen und dem theologisch Wünschenswerten vermitteln. Sie sollten Unterstützung erfahren, gewissenhaft und in kluger Weise nach Lösungen zu suchen, die zum Zeichen unseres christlichen Auferstehungsglaubens werden.

Alois Schlachter

Berufungspastoral – Möglichkeiten und Grenzen

Der hier vorliegende Artikel behandelt das Thema Berufungspastoral aus einer zugegeben subjektiven Sicht. Die Schilderung eigener Erlebnisse und Erfahrungen will ein Beitrag sein zu einer persönlichen und vielleicht auch gemeinsamen Auseinandersetzung.

Anmerkungen:

- ¹ Enthalten in: Ordnung über die kirchliche Bestattung im Erzbistum Köln (auf kirchlichen Friedhöfen, nicht-kirchlichen Friedhöfen sowie in naturbelassenen Waldstücken), in: Amtsblatt des Erzbistums Köln 3/2013, Nr. 81.
- ² Zitiert nach <http://www.friedwald.de/portal/unternehmen/>.
- ³ Vgl. hierzu die Aussagen in: Christliche Bestattungskultur. Orientierungen und Informationen, Bonn 2004; Tote begraben und Trauernde trösten. Bestattungskultur im Wandel aus katholischer Sicht (Die deutschen Bischöfe 81). Bonn 2005; Die kirchliche Begräbnisfeier. Pastorale Einführung (Arbeitshilfe 232). Bonn 2009; „Der Herr vollende an Dir, was er in der Taufe begonnen hat.“ Katholische Bestattungskultur angesichts neuer Herausforderungen (Die deutschen Bischöfe 97). Bonn 2011.
- ⁴ Vgl. Kirchliches Amtsblatt Paderborn 1/2007, Nr. 6; Kirchliches Amtsblatt Fulda 6/2007, Nr. 58; Amtsblatt Limburg 11/2007, Nr. 606; Amtl. Verordnungsblatt Würzburg 21/2007, S. 421-423, Amtsblatt Berlin 2007, Nr. 152; Pastorale Handreichung zum Umgang mit Tod und Begräbnis im Bistum Trier. Trier 2007.
- ⁵ Vgl. hierzu ausführlicher: Alexander Saberschinsky, Asche zu Asche? Was die Bestattung der Toten den Lebenden zu denken gibt, in: Pastoralblatt 63 (2011), S. 323-327.

Berufsbezeichnungen ...

Immer wieder einmal in den vergangenen Jahren wurde ich gefragt, ob ich mich nicht in meiner Ordensprovinz¹ der Berufungspastoral annehmen möchte. Mehrere Male lehnte ich ab, weil ich den Eindruck hatte, damit zum „Feigenblatt“ zu werden, eine billige Ausrede zu ermöglichen: „Wir tun ja ohnehin etwas für Berufungen, wir haben das Amt des ‚director vocationis‘ in unserer Provinz besetzt“. Muss nicht die Frage der Berufungen allen Mitgliedern der Provinz ein Anliegen sein? Mit der Zeit verstand ich, dass sich auf diese Weise erst recht keiner zuständig fühlt. Und dass es wohl einen braucht, der so etwas wie der „Gewissenswurm“ für die anderen ist.

Als ich nach einer der ersten von mir abgelehnten Anfragen davon erzählte, meinte ein Franziskaner: „Aha, die wollten dich zum ‚Bubenfänger‘ machen!“ Scheinbar scheint es diese scherzhafte Umschreibung für den „director vocationis“ im Ordensmilieu gegeben zu haben. Nach der Aufdeckung der Missbrauchsfälle in Ordensgemeinschaften und kirchlichen Einrichtungen wird sie vermutlich niemand mehr auch nur im Spaß verwenden.

Nachdem ich aus verschiedenen Gründen schließlich die Aufgabe doch übernommen hatte, sah und sehe ich mich immer wieder in Erklärungsnot, im kirchlichen und noch mehr im säkularen Umfeld. „Was bitte machst du da genau?“ Und ich fand es interessant, welche Bezeichnungen meiner Tätigkeit andere mir vorschlugen, nachdem ich sie ihnen ein wenig zu erklären versuchte. „Ist das so etwas wie personal recruiting?“ meinte einer und „Sind Sie so etwas wie ein headhunter?“ fragte eine andere.

Wenn ich selbst auf irgendeinem Formular meinen Beruf eintragen soll, dann schreibe ich momentan „Beauftragter für Berufungspastoral“, aber das liest sich für viele vermutlich genauso exotisch wie der lateinische Terminus „director vocationis“. Da sind die mir vorgeschlagenen englischen Angebote sicher einleuchtender. Aber treffen sie das, worum es geht?

... und die Tätigkeit selbst

Ich gebe in Gesprächen offen zu, dass natürlich unsere Personalsituation, immer weniger Mitbrüder mit einem immer höheren Durchschnittsalter, als aktueller Auslöser für die Zuteilung der Aufgabe an mich ausschlaggebend ist. Und ich mache gleichzeitig mir und anderen klar, dass es Unterschiede zum personal recruiting und headhunting in der Wirtschaft gibt. Wir stehen dazu, dass wir selbst Berufungen nicht machen können, sondern dass sie ein Geschenk Gottes sind. Dass sie allerdings entdeckt und angenommen werden, dafür braucht es auch menschlichen Einsatz.

Wenn verschiedentlich betont wird, dass ja jede Pastoral Berufungspastoral zu sein habe, dann stellt sich doch die Frage nach der Konkretisierung. Das Sachregister des Kleinen Konzilskompendiums nennt zum Stichwort „Berufung des Menschen“ gleich zehn Belege in Gaudium et Spes.² Und die einschlägige Literatur aus den Jahren danach macht klar, dass Berufung nicht nur etwas bestimmten Ständen in der Kirche Vorbehaltenes ist.³

Wenn man im Buch eines Moraltheologen mit dem Titel „Leben – wie geht das?“⁴ den dritten von insgesamt vier Teilen mit „Berufung des Menschen“ überschrieben findet, dann mag das nicht unbedingt verwundern. In einem neueren Buch mit dem Titel „Vom Systemtrottel zum Wutbürger“⁵ allerdings Gedanken wie die folgenden zu finden, das kann durchaus überraschen:

„Der harte Weg zur Berufung ist stets der Ausbau einer Liebhaberei, so dass sie immer mehr Menschen von immer größerem Nutzen sein kann ... Eine Berufung ist die Antwort auf die Frage, wozu wir in der Welt sind. Diese Antwort können nur wir selbst geben“.⁶

Was macht allerdings derjenige, der zum Beispiel in einer Ordensgemeinschaft dafür sorgen sollte, dass die sich lichtenden Reihen wieder gefüllt werden, mit oder aus diesem Wissen?

Inhalt und Form

Bei einem Besuch in einer Schweizer Fokolargemeinschaft kamen wir bald auf meine Tätigkeit und die uns verbindenden Fragen zu sprechen. Und die Fokolare erzählten mir offen davon, dass sich auch bei ihnen die Frage nach Berufungen stelle. Erhellend und spannend wurde es für mich dann im Bereich der Jugendarbeit. Mein Besuch war zu Beginn des Jahres 2012, und die Vorbereitungen für das Gen-Fest im August diesen Jahres in Budapest⁷ waren im Gange. 12000 junge Menschen aus aller Welt kamen schließlich dort zusammen. In der Schweiz hatten sich Jugendliche im Vorfeld überlegt, was sie für das Gen-Fest tun könnten und kamen zum Schluss: „Wir in einem reichen Land können Geld sammeln, um Jugendlichen aus ärmeren Ländern die Reise zum und die Teilnahme am Gen-Fest zu ermöglichen“. Und das taten die Jugendlichen auch: Sie organisierten Aperos und Caterings, halfen bei Umzügen und brachten eine beträchtliche Summe zusammen. Der Schwung und die Begeisterung schienen nicht ganz so groß zu sein, als es darum

ging, eigene Kollegen oder Freunde zur Teilnahme am Fest einzuladen. Weil das ein intensiveres „Farbe bekennen“ bedeutete oder weil sich nicht ganz verschweigen ließ, dass das Ganze irgendwie doch auch mit Kirche zu tun hat?

Die Fokolare erzählten mir weitere Erlebnisse: Jugendliche Teilnehmer an einem Bau-Camp in Albanien bzw. Kroatien waren begeistert, aber aus dieser Begeisterung erwuchs keineswegs automatisch der Wunsch, sich auch zu Hause regelmäßig zu treffen, miteinander etwas zu tun.

Und dann sagte mir Franco von den Fokolaren: „Wir haben den Inhalt, aber wir haben nicht die Form“. Dieser Satz wurde für mich monatelang fast wie ein Mantra. Weil er mir die eigene Erfahrung auf den Punkt zu bringen schien. Wie gerne bin ich Missionar vom Kostbaren Blut! Aber klar bin ich inzwischen fast 50-jähriger weit weg von jungen Leuten und ihren Ausdrucksformen heute. Und klar habe ich mit Kirche zu tun, die ihrerseits oft genug weit weg ist von einem Großteil junger Leute heute. Wie da etwas zusammen bringen, zueinander führen, Verbindungen herstellen?

Im Herbst 2012 war ich mit einer Gruppe von Exerzitienbegleiter(inne)n in einem deutschen Benediktinerinnenkloster zu Gast. Eine der Schwestern erzählte über die Personalsituation ihres Klosters und davon, dass sie in den vergangenen Jahren drei Kandidatinnen gehabt hätten, die alle wieder gegangen seien, das Kloster verlassen hätten. Eine davon sei nach einer Phase des Abstands jetzt wieder mit den Schwestern in Kontakt und offensichtlich weiter für sich auf der Suche. Und diese junge Frau hatte wohl auch zum Ausdruck gebracht, dass das konkrete Leben im Kloster für sie „zu viel“ war.

Interessiert und betroffen lauschten wir den Ausführungen der Benediktinerin. Was geschah und geschieht da? Was bewegt die jungen Frauen zu kommen und dann wieder zu gehen?

Sicherlich gibt es verschiedene Deutungsmöglichkeiten. Mir gehen die Überlegungen

von einem aus unserem Kreis der Exerzitienbegleiter(inne)n nach, die ich hier nun in meinen Worten zusammen zu fassen versuche.

Wir können davon ausgehen, dass die Gott-Suche nicht ausgestorben ist. Auch in unserer manchmal scheinbar so säkularen Welt, von der ja andere wieder behaupten, dass sie von Religiosität nur so dampfe. Also kann es vorkommen, dass ein (junger) Mensch, angetrieben von seiner Suche und Sehnsucht nach „mehr“, nach „allem“, auf die Idee kommt, das Gesuchte mit Gott in Verbindung zu bringen. Dies kann wiederum zur Folge haben, dass er sich an einen Ort und zu Menschen begibt, der und die es laut ihrer Lebensform mit Gott zu tun haben. Und so landet schließlich ein junger Mensch, bleiben wir beim konkreten Beispiel, eine junge Frau im Benediktinerinnenkloster. Ihre tiefe, aber irgendwie nicht ganz ins Wort zu bringende Sehnsucht trifft sich mit relativ vielen Worten und festen Formen, etwa beim Stundengebet im Kloster. Bei aller sorgsamten Einführung und Begleitung kann es geschehen, dass sich die junge Frau überfordert fühlt oder den Eindruck hat, mit ihrer Suche jetzt doch nicht am richtigen Platz gelandet zu sein.

Es kann sogar sein, so sage ich mir selbst kritisch und als Mitglied einer Ordensgemeinschaft, dass ein Mensch auf der Suche nach Inhalt in einer konkreten Gemeinschaft vor allem Form erlebt.

Unser Zusammensein im Benediktinerinnenkloster ließ mich unsicher werden im Bezug auf mein Mantra „Wir haben den Inhalt, aber nicht die Form“. Könnte es eventuell auch anders herum, gerade umgekehrt sein: „Wir haben die Form, aber nicht (mehr) den Inhalt“?

Dazu ein Schlüsselerlebnis. Es war am 15. Oktober 2011 und ich nahm an einer Wallfahrt um geistliche Berufungen teil. Eingeladen hierzu waren grundsätzlich alle, denen das ein Anliegen ist, im Besonderen aber auch Menschen, die sich selbst für einen geistlichen Beruf interessieren. Die Gruppe, die zu dieser Wallfahrt zusammen kam, war

sehr überschaubar. Und in den Gesprächen am Rande ging es gleich zweimal um unser Ordensgewand. „Haben Sie eines? Wann ziehen sie es an?“. Diese Fragen mögen ja unter Umständen ein gewisses Interesse besitzen. Ich selbst fragte mich jedoch am Abend dieses 15. Oktober, ob ich nicht besser an einer der am selben Tag stattfindenden Demonstrationen der Occupy-Bewegung („Keine Macht den Banken!“) teilgenommen hätte. Wären nicht dort diejenigen zu treffen, welche eine Sehnsucht in sich tragen und die Welt verändern und etwas bewegen möchten, Fremdprophetinnen und -propheten für uns?

Wege

Wenn dem so ist, dann heißt wohl Berufungspastoral auch, vielleicht sogar vorrangig, wach zu sein für die Fremdprophetien. Vom Beginn meiner Tätigkeit in der Berufungspastoral an versuchte ich meinen Mitbrüdern deutlich zu machen, dass diese nicht bedeuten kann, nach Leuten Ausschau zu halten, die das weiter machen, was wir immer gemacht haben und wozu wir immer weniger in der Lage sind. Wir müssen uns Anfragen stellen und zu Veränderungen bereit sein. Anders formuliert: Wir dürfen auf Entdeckungen gespannt sein – und zwar nicht nur auf diejenigen, die andere bei uns machen!

Überhaupt ist die Berufungspastoral „ad intra“ ein eminent wichtiger Teil der Arbeit. Dazu gehört die eben beschriebene Bewusstseinsbildung. Dazu gehört aber auch die Erinnerung an dasjenige, was im zweiten Timotheusbrief so formuliert wird: „Mit einem heiligen Ruf hat er uns gerufen, nicht aufgrund unserer Werke, sondern aus eigenem Entschluss und aus Gnade, die uns schon vor ewigen Zeiten in Christus Jesus geschenkt wurde“ (vgl. 2 Tim 1,9). Der in einer Gemeinschaft für die Berufungspastoral Verantwortliche kann im Idealfall einen Beitrag dazu leisten, dass „der Inhalt“ im Sinn des oben Beschriebenen im Blick bleibt und die Gemeinschaft sich nicht mit der Form begnügt.

In diesem Zusammenhang lasse ich auch die Anfrage eines Mitbruders an mich heran, ob wir überhaupt eine eigenständige Berufungspastoral brauchen. Wenn wir unser Apostolat gut ausüben, dann mag ja das schon die wesentliche Berufungspastoral sein. Ich meine, so ganz ist solch ein Gedanke nicht von der Hand zu weisen. Bei aller notwendigen Begleitung und hilfreichen Angeboten für Suchende, die nicht fehlen dürfen.

Konkret erleben wir in Ordensgemeinschaften und Priesterseminaren heute eher Anfragen von Menschen, die mindestens eine Berufsausbildung oder ein Studium hinter sich und teilweise auch schon im Beruf gestanden haben. Dies scheint zum einen begrüßenswert, weil Entscheidungen in diesem Alter bzw. dieser Phase der Persönlichkeitsentwicklung anders gefällt werden als bei jüngeren Menschen, die gerade das Abitur hinter sich haben, wie es etwa in meiner Generation noch regelmäßig vor kam. Auf der anderen Seite ist nicht zu verleugnen, dass der zurück gelegte Weg, gerade bei Typen, die eher individualistisch veranlagt sind, das Hineinfinden in eine Gemeinschaft auch erschwert.

Während meiner Studienzeit lebte in unserem Haus ein Pater, den ich schätzte und der mir doch manchmal fast peinlich war. Hatten wir einmal einen Mitstudenten eingeladen, so geschah es regelmäßig, dass solch ein Gast von besagtem Pater angesprochen wurde, ob er sich schon einmal über eine eventuelle Berufung Gedanken gemacht hätte. Andererseits kenne ich auch Berichte von Menschen, die im Hinblick auf ihren (Berufungs-)Weg sagen: „Es hat mich ja nie jemand angesprochen oder gefragt“. Meiner Ansicht nach gibt es hier kein Patentrezept, und Sensibilität und Einfühlungsvermögen sind auf jeden Fall gefragt.

Als ich im vergangenen Jahr gebeten wurde, Einkehrtage für zwei Gemeinschaften betagter Ordensschwwestern zu halten, überlegte ich kurz und entschied mich dann, dies

zu tun und die Schwestern um ihr Gebet für Berufungen zu bitten. Ich nehme den Auftrag Jesu ernst (vgl. Mt 9,38), und schmunzle gleichzeitig über die Anekdote, welche von einem indischen Bischof erzählt, der sich anlässlich einer Bischofssynode in Rom bei einem deutschen Amtsbruder bedankt: „Vielen Dank, dass ihr schon so lange und so viel um Berufungen betet. Der Herr hat euer Gebet erhört: ich habe viele Berufungen!“

Weil die Berufsfrage wesentlich mit Strukturveränderungen in der Kirche zu tun hat, möchte ich schließen mit einem Zitat Albert Rouets, den ich für einen innerkirchlichen Propheten halte: „Manche fordern Priester, viele heiligmäßige Priester – und haben den Eindruck, Gott habe uns verlassen. Das ist ein Stück Unglaube! Er stellt die falsche Frage. Gott gibt uns heute Mittel für die Seelsorge von heute; mit ihnen sollen wir tun, was wir können. Heute!“⁸

Anmerkungen:

- ¹ Es handelt sich um die Deutsche Provinz der Missionare vom Kostbaren Blut.
- ² Rahner, Karl/Vorgrimler, Herbert (Hgg.), Kleines Konzilskompendium. Freiburg 171984, 683.
- ³ Aus der reichen Literatur nenne ich nur zwei für mich besonders wertvolle Bücher. Baich, Christa/Körner, Bernhard, Was vom Himmel kommt, will auf der Erde wachsen. Wege christlicher Berufung. Innsbruck 2002 und Maureder, Josef, Wir kommen, wohin wir schauen. Berufung leben heute. Innsbruck 2004.
- ⁴ Beck, Matthias, Leben – wie geht das? Die Bedeutung der spirituellen Dimension an den Wendepunkten des Lebens. Wien 2012.
- ⁵ Schulak, Eugen Maria/Taghizdadegan, Rahim, Vom Systemtrottler zum Wutbürger. Salzburg 2011.
- ⁶ ebd., 125.
- ⁷ vgl. www.genfest.org (aufgerufen am 9.1.13); die Gen sind die Jugendlichen in der Fokolarbewegung.
- ⁸ Rouet, Albert, Aufbruch zum Miteinander. Wie Kirche wieder dialogfähig wird. Freiburg 2012 (franz. Original 2009), hier 62f.

Ralf Miggelbrink

Vom Hôtel-Dieu zum Kundenzentrum

Gedanken zum Wandel des Kinderkrankenhauses¹

Geschichtlicher Rückblick

Am Beginn des dritten Jahrtausends den Erinnerungsbogen zurück zu schlagen bis zu den Anfängen abendländischer Krankenpflege in den Hôtels-Dieu, wie sie ab dem 7. Jahrhundert entstehen, setzt ein Kontinuitätsbewusstsein voraus, das einerseits eindrucksvoll, andererseits aber auch erklärungsbedürftig erscheint.

Die Gottesherbergen entstehen in karolingischer Zeit als Antwort auf eine erste beginnende Reisepraxis in Europa. Beginnend bei den Klöstern und Kathedralkirchen antworten christliche Gemeinden auf die Herausforderung des Reisewesens. Sie orientieren sich dabei an der ihnen aus der alttestamentlichen Tradition gut bekannten Tradition der Gastfreundschaft.

Für die jüdische Tradition hat diese Gastfreundschaft ihr klassisches Vorbild in Abraham, der bei der *Terebinthe von Mamre* drei unbekannte Männer nicht nur beherbergt, sondern mit bemerkenswerten Eifer und Aufwand bewirtet. Die Hemmungslosigkeit, mit der der alte Mann kurzerhand das Mastkalb schlachtet, um die Fremden auf das Opulenteste zu bewirten, muss unsere Vorfahren vor knapp eineinhalb Jahrtausenden beeindruckt haben. Die Erzählung von den drei Männern bei Abraham ist so gestaltet, dass von Anfang an Ungewissheit darüber herrscht, wen Abraham mit den drei Männern wirklich aufnimmt. Anlässlich der Sohnesverheißung beim Abschied der drei scheint gewiss: Mindestens Gottesboten sind

die drei. Doch Sarahs Lachen am Ende der Erzählung macht deutlich: Auch diese Gewissheit ist Einstellungssache. Gott in den Fremden zu sehen, ist keine epistemische Trivialität.

Der neutestamentliche Hebräerbrief erinnert an die Abrahamserzählung: „Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt“ (Hebr 13, 2).

Nachdrücklicher noch als die Abrahams- erzählung wirkte die Schilderung des Weltgerichtszenarios in Mt 25, das ab dem 12. Jahrhundert der Gläubige unterschreiten mussten, wollte er durch das Westportal einer der großen Kathedralkirchen in die architektonisch inszenierte Gottesnähe gelangen. Wie kaum ein anderer biblischer Text hat das Weltgerichtszenario das alltägliche Ethos des Abendlandes bestimmt: Handle an anderen voll Mitleid, nur so wird auch dir aufs Ganze und letztlich Mitleid zuteil. Dass es sich hierbei nicht um eine Klugheitsregel handelt, sondern um eine universale Maxime, wird dadurch gewährleistet, dass ihr Verkünder erklärt: „Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan“ (Mt 25,45). Diese Selbstidentifikation Gottes mit dem hilfsbedürftigen Menschen konnte die Sprachregelung begründen, in den Pilgerherbergen und Reisendenunterkünften des Mittelalters Gottesherbergen zu sehen, eben Hôtels-Dieu, in denen in Gestalt der Fremden, Hilfsbedürftigen und später mehr und mehr auch der Kranken, Armen und Obdachlosen die Aufnahme fanden, die sich selbst nicht helfen konnten. Die Hôtels-Dieu waren so Orte des Gottesdienstes an den Armen und Leidenden. Die ältere Fassung jener Grundidee der Selbstidentifikation Gottes mit den Hilfsbedürftigen findet sich in einem Jesuswort des Markusevangeliums, nach dem Jesus in Bezug auf die Kinder sagt: „Wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf; wer aber mich aufnimmt, der nimmt nicht nur mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.“ (Mk 9, 37).

Theologisierung des Ethos – Ethisierung der Theologie

Die Logik dieser Selbstidentifikation Gottes mit den Hilfsbedürftigen konnte in zweierlei Richtung entfaltet werden. Zunächst wird Gott als das entscheidende Ziel des Dienstes an den Hilfsbedürftigen erkannt (*Theologisierung des Ethos*). Diese Interpretation entsprach der medizinischen Hilflosigkeit des Mittelalters. Bei der Besichtigung des Hôtel-Dieu in Beaune stellt der heutige Besucher einigermaßen enttäuscht fest: Medizinisch effiziente Hilfe vermochte man im sechzehnten Jahrhundert den Leidenden kaum zu bieten. Stattdessen rückte man mit Rogier van Weydens Tafelbild vom Weltgericht im Pflegesaal des Hôtel-Dieu das gegenwärtige Leiden in den Horizont seiner ewigen Bedeutung und gab ihm so einen theologisch verbürgten Sinn.

Die Selbstidentifikation Gottes mit den Leidenden aber eröffnete außer der Perspektive einer Theologisierung des Ethos auch diejenige der *Ethisierung von Theologie*. Diese Linie wird von der Franziskanertheologie ab dem 13. Jahrhundert verfolgt. Hier steht nicht die Idee im Vordergrund, dass der Christ Gott dient, indem er dem Menschen dient, sondern dass Gott nur im leidenden Nächsten überhaupt erreichbar ist, dass es also gar keine andere Form des Gottesdienstes geben kann als alleine immer nur das Mühen um den anderen Menschen. Der andere Mensch wird so niemals Mittel zum religiösen Zweck. Mitleid ist keine Übung, die um göttlicher Belohnung willen exekutiert werden muss. Es darf keinen anderen Zweck hinter der Fürsorge geben als das Wohlergehen dessen, um den man sich sorgt. Mit dieser theologischen Denkrichtung des 13. Jahrhunderts ist der Weg zur Effizienzsteigerung in der Fürsorge beschritten. Es kommt nicht alleine darauf an, dem Nächsten um Gottes Willen Gutes zu tun, es kommt vielmehr auch darauf an, ihm mit diesem Guten auch wirklich effektiv zu helfen.

Für den christlichen Krankendienst reicht nicht die symbolische Hinwendung zu dem

Leidenden. Sie verknüpft zwar das Elend des Pestkranken mit der Herrlichkeit Gottes. So verbürgt sie die unverlierbare Würde des entstellten Menschen. So wichtig jedoch diese erste theologische Dimension der Caritas ist, so klar wird die zweite Spur bei Matthäus grundgelegt: Dem Nächsten muss das eigene Tun auch wirklich nutzen. Mit der Franziskanertheologie des 13. Jahrhunderts wird mitten im Mittelalter eine Wegentscheidung getroffen, die zur Aufklärung und zur Moderne führt.

Theologisierung des Ethos und Ethisierung der Theologie stehen zueinander in einer produktiven und sehr notwendigen Spannung. Die Ethisierung der Theologie gebietet die effizienteste Hinwendung zum anderen Menschen. Gott wird nur im Nächsten geliebt. Deshalb muss die Liebe den Nächsten auch wirklich erreichen und darf nicht an ihm vorbei auf Gott zielen. Therapie und Pflege muss denen nützen, an denen sie vollzogen wird. Das bedeutet einerseits eine Steigerung des medizinischen und pflegerischen Aufwandes zum Nutzen der Patienten. Es bedeutet aber auch die Bereitschaft zur Einschränkung des Aufwandes da, wo dieser Nutzen nicht mehr erkennbar ist. In der Konsequenz dieser franziskanischen Theologie entwickelte sich in der englischsprachigen Welt die ethische Theorie des Utilitarismus.

Der Utilitarismus steigert einerseits die Effizienzorientierung jeder Hilfe. Er verliert dabei aber die absolute Bezugsgröße dieser Steigerung aus den Augen. Die Logik der Nützlichkeit führt nämlich Fragestellungen herauf wie: Ab wann ist ein Aufwand angesichts seines Nutzens nicht mehr nützlich? Muss man den Nutzen des einzelnen nicht nützlicherweise mit dem Nutzen der Allgemeinheit abwägen. Lässt sich dieser Abwägungsprozess nicht effizienter als Berechnung durchführen?

Leitbilder gegenwärtiger Krankenhauskultur

Die aus dem Geist des Christentums geborene Orientierung des maximalen Nutzens führt am Ende zur Infragestellung der Haltung, aus der heraus sie entstanden ist.

Die Theologisierung des Ethos stellt gegen diese Entwicklung einen robusten Widerstand dar. Sie verbietet, die Effizienz der Zuwendung zum anderen Menschen zum Kriterium des Sinns von Hilfe zu erheben.

Unter der Leitidee der Ethisierung der Theologie konnte die westliche Zivilisation nicht nur beachtliche medizinische Leistungen hervorbringen. Sie konnte vor allem auch deren gesellschaftliche Finanzierung bis in die Gegenwart mit einem weithin fraglosen Konsens verankern. Menschen sind bereit, erhebliche Aufwendungen dafür zu erbringen, dass nicht nur sie selbst im Krankheitsfall versorgt sind, sondern dass jeder Mensch im Krankheitsfall eine optimale medizinische Versorgung erhält.

Die Entwicklungen beim Leitbild moderner Krankenhäuser nehmen Motive der mittelalterlichen Theologie auf: Das Kundenzentrum betont die Subjektwürde der Kranken, die auch als Kranke souveräne Entscheider über die Präferenzsetzungen ihres Lebens bleiben wollen. In dieser Linie argumentiert die moderne Medizinethik mit ihrer Betonung des Patientenwillens.

Allerdings ist schon im Mittelalter ein Grundproblem des Leitbildes der ethisierten Theologie erkennbar: Wo Gottesdienst sich erschöpft in der maximal effizienten Fürsorge an Bedürftigen, da wird die tragische Kontingenz endlichen Lebens, das als geliebtes und umsorgtes schließlich immer zu Grunde geht, zur bedrängenden Anfechtung: Welchen Sinn hat es, alles für die Minderung von Leiden zu geben, wo letztlich alles vergeblich ist?

An dieser Stelle bleibt die Theologisierung des Ethos bedeutsam. So begrüßenswert die Effizienzorientierung einer zum Ethos

gesteigerten Theologie ist, sie bleibt angesichts der letzten Aussichtslosigkeit des Bemühens um den Menschen auf die Weisheit aus den Gotteshbergen des Mittelalters angewiesen. Wo Ethik theologisiert wird, wird das eigene Bemühen um Leidminderung in einen größeren, unverfügbaren Sinnzusammenhang gestellt. Dieser Sinnzusammenhang ist nicht so effizienzorientiert berechenbar wie derjenige des Nutzens für den Nächsten. Er wird symbolisch kommuniziert, und Menschen können sich in der gemeinsamen Beziehung auf ihn hin verbunden wissen. Sie machen aber auch immer die Erfahrung, dass dieser Sinn sich gerade darin als absolut erweist, dass er selbst nicht berechenbar ist und einer Logik der Berechenbarkeit erklärbar dargestellt werden kann. An der Schwelle, an der Menschen nichts mehr füreinander tun können, können sie aber doch für und mit anderen die Frage nach dem letzten Sinn eines Menschenlebens und damit die Frage nach dem letzten Sinn allen Seins überhaupt hoffend füreinander offen halten.

Wo dies geschieht, ist die Weisheit der alten Theologisierung des Ethos aufbewahrt. Bei aller Effizienzsteigerung um des anderen Menschen willen ist es doch nicht der Erfolg des medizinischen Einsatzes, der diesen Einsatz rechtfertigen muss.

So wünschenswert die Entscheidungsfreiheit und Selbstbestimmung des Patienten ist, sie hat eine Grenze da, wo die Mündigkeit zeitweise oder auf Dauer unter der Schwächung des eigenen Leibes ausfällt. In der sogenannten „Lebensethik“ unserer Tage ist bei einem dauerhaften Ausfall der Subjektqualifikationen der Punkt erreicht, an dem mit einer schützenswerten Würde nicht mehr argumentiert werden könne. So sehr die Achtung der Freiheit und Subjektwürde die Beteiligung des Patienten an den medizinischen Entscheidungen verlangt, so sehr wird doch der Alltag geprägt sein durch eine latente Bereitschaft der Ärztinnen und Ärzte, auch stellvertretend Entscheidungen verantworten zu müssen.

Wo eine Theologisierung des Ethos statt hat, werden solche Entscheidungen in dem Bewusstsein der weder vom Patienten noch von Ärztin oder Arzt adäquat fasslichen Würde des Patienten bestimmt. Der Gottesbegriff hat die beschreibbare Funktion, den Geltungsanspruch dieser Würde als eine unbedingt verpflichtende Größe zu kennzeichnen, die gleichwohl nicht noch einmal auf einen anderen Geltungsgrund zurückgeführt werden kann.

Der Paradigmenwechsel von der Theologisierung des Ethos zur Ethisierung der Theologie hat einen achthundertjährigen Modernisierungsprozess ausgelöst. Sein Resultat sind die eindrucksvollsten Erfolge der Medizin bei der Verbesserung menschlicher Lebensqualität. Wo aber die Ethisierung der Theologie die Theologie als belebenden Sinngrund der Ethik gänzlich zum Verstummen bringt, droht sie an ihrem eigenen Grundwiderspruch zu scheitern, daran nämlich, dass sie dem immer endlichen und begrenzten menschlichen Leben eine unendliche Bedeutung aus sich heraus zuspricht.

Wo hier das bleibende Recht der Theologisierung des Ethos behauptet wird, da wird der einzelne Mensch als eine letzte, selbst nicht noch einmal be- und verrechenbare Zielgröße eigenen Handelns anerkannt.

Wo dagegen Würde als Funktion der Subjektleistung des Menschen bestimmt wird, ist prinzipiell der Rubikon überschritten. Da wird das Ziel medizinischer Leistung zu einer relativen und berechenbaren Größe, die eben nicht mehr Gott ist. Auf der Bezahlen-Seite des Kundenzentrums muss zur teuren medizinischen Leistung die Gegenrechnung mit der Frage nach dem Grad der erreichten Lebensqualitätssteigerung aufgemacht werden. Diese Crux der Quantifizierung beginnt bereits mit der Effizienzorientierung ausgerechnet der liebevollen Franziskanermönche des 13. Jahrhunderts, die es doch lediglich für richtig hielten, ihren Armen wirksam zu helfen, statt sie nur theologisch zu betreuen. Mit der Kategorie der Wirksamkeit aber sind eben auch Quantifizierbarkeit und prinzi-

pielle Begrenztheit der Leistungen erkannt. Die Folgen werden krass erkennbar im englischen Utilitarismus: Lässt sich in einer Ökonomie des Glücks die Leistung mit dem Gegenwert verrechnen?

Das Hôtel-Dieu kannte mit seiner Theologisierung des Ethos eine kulturelle Präsenz der Unbedingtheit, mit der jedem Menschen zu helfen ist, weil seine göttliche Würde jeden Menschen und ihn selbst verpflichtet. Dies aber ist in der Gegenwart nicht mehr als eine kulturelle, aus dem Geist des Christentums geborene Überzeugung. Sie wird die Logik der utilitaristischen Verrechnung von Glücksertrag gegen gesellschaftliche Aufwendung nur so lange bremsen und in Schranken weisen können, wie diese kulturelle Überzeugung gepflegt und kommuniziert wird. Nur wo dies geschieht, lassen sich Menschen wie diejenigen des 12. Jahrhunderts dazu bewegen, privaten Wohlstand zugunsten eines gemeinsamen und verbindenden Werkes zu nutzen, das nicht nur den Armen und Kranken nutzen soll, sondern das darin auch Gottesdienst ist, wodurch die Würde und Schönheit der liebevollen Fürsorge an den Kranken erkannt werden.

Anmerkungen:

- ¹ Eröffnungsvortrag bei der 41. Wissenschaftlichen Jahrestagung der deutschen Gesellschaft für Pädiatrische Nephrologie in Hamburg vom 25. – 27.03.2010, gehalten am 25.03.2010.

Dieter Griemens

Weltfriedensgebet 2012 in Sarajevo

- keine 20 Jahre nach Kriegsende -

Wer sich in den ersten Tagen des Monats September 2012 über konfessionelle und nationale Grenzen hinweg in *Sarajevo* zum Gebet für den Weltfrieden versammelte, wurde nur noch bei näherem Hinschauen und Hinhören mit dem unheilvollen Krieg der jugoslawischen Teilrepublik Serbien gegen die Teilrepublik Bosnien – Herzegowina konfrontiert.

Gewiss, in diesem Bereich des Balkan war während der letzten einhundert Jahre, wie uns die Geschichte lehrt, den Menschen verschiedener Religionen und Ethnien nur in kurzen Zeitabständen ein friedliches Zusammenleben vergönnt.

So erinnern im wieder aufgebauten Sarajevo heute noch einige wenige Ruinen an den Beschuss der Stadt im letzten Krieg. Doch mitten in der Stadt erstreckt sich an einem Hang ein neueres muslimisches Gräberfeld, das durch seine weißen Stelen weithin sichtbar ist. Auch wurde für die im Krieg umgekommenen Kinder im Stadtzentrum eine Gedenkstätte mit deren Namen und Alter errichtet.

Weltfriedensgebet in einer multireligiösen Metropole

Zum feierlichen Eröffnungsgottesdienst begrüßte Erzbischof Vinko Kardinal Puljic in der Kathedrale vor allem den Serbisch – Orthodoxen Patriarchen Irinej und den Groß-Mufti von Bosnien – Herzegowina, Dr. Mustafa Ceric'.

In seiner Predigt rief Kardinal Puljic unter Bezug auf das 35. Kapitel des Buches Jesaja dazu auf, Mut zu fassen und aus der jeweili-

gen ethnischen und konfessionellen Verschiedenheit das Zusammenleben zu gestalten. Im Glauben an Gott gelte es zu lernen und zu akzeptieren, dass jeder Mensch mit Würde und mit fundamentalen Rechten ausgestattet sei.

Zum Abschluss der Eucharistiefeyer richtete Patriarch Irinej eigens einen Willkommensgruß an die versammelten Gäste, der außerhalb der Kathedrale per Tonträger übertragen wurde.

In der Tradition Assisis und 50 Jahre nach *Pacem in terris*

Als Papst Johannes Paul II. 1986 zum Friedensgebet nach Assisi einlud, entwickelte sich ein neuer Weg des interreligiösen und ökumenischen Dialogs auf der Grundlage des Einsatzes der Religionen für den Frieden. Im Respekt vor den Unterschieden und erfüllt von dem Wunsch, in gegenseitiger Freundschaft und Liebe zusammen zu kommen, gingen die internationalen Religionsvertreter auf die Suche nach den Wurzeln ihrer eigenen religiösen Botschaft und spürten in dieser einen universalen Friedenswunsch auf. In unserer getrennten Welt bekommt damit das Gebet für die Überwindung von Intoleranz und Hass und für ein Gelingen des Dialogs eine tiefere Bedeutung. Im Bewusstsein, dass es keine Alternative zum Dialog gibt, lässt sich eher die Resignation überwinden und kann die Freundschaft zwischen den Gläubigen besser wachsen. „Wir alle müssen mutiger sein auf diesem Weg...“, schrieb Johannes Paul II. im Jahr 2000 in seiner Botschaft zur Friedens - Begegnung in Lissabon.¹

Während der offiziellen „politischen“ Eröffnung in der Kongresshalle im Zentrum Sarajevos am Sonntagnachmittag blieb es diesmal dem Ministerpräsidenten der Elfenbeinküste, J. Ahoussou-Kouadio, vorbehalten, den mehr als zweitausend versammelten Gästen zu erklären, dass „Friede der Name für Entwicklung“ sei und er den Anwesenden „den Frieden erkläre“.

Vorher hatte der Präsident der Gemeinschaft Sant Egidio, Marco Impagliazzo, bereits die Ehrengäste willkommen geheißen. Darunter befand sich auch der Vorsitzende der in Mitverantwortung dieses Weltfriedensgebets stehenden jüdischen Gemeinschaft Bosnien – Herzegowinas, Jacob Finci.

Der italienische Ministerpräsident, Mario Monti, bezog sich in seinem kurzen Grußwort auf die Begriffe Toleranz, Solidarität und Gemeinwohl und schlug so eine Brücke zur Enzyklika „*Pacem in terris*“, in der der selige Johannes XXIII. 1963 bereits seine prophetischen Überlegungen zu einem „universalen Gemeinwohl“² entfaltet hatte. Im heutigen Lesen dieses päpstlichen Rundschreibens ist dessen aktuelle Bedeutung so evident, dass sich mit Nachdruck die Frage stellt, wie nicht einmal 30 Jahre nach seiner Veröffentlichung ein Bürgerkrieg im Herzen Europas gravierend dagegen verstoßen konnte. Hatte doch Papst Johannes XXIII. gerade die Erklärung als Einladung zu einer „zu schaffenden rechtlichen und politischen Ordnung aller Völker auf der Welt...“ formuliert und „...dem Menschen die Rechte zugesprochen, die Wahrheit frei zu suchen, den Normen der Sittlichkeit zu folgen, die Pflichten der Gerechtigkeit auszuüben, ein menschenwürdiges Dasein zu führen“.³

Die bleibende Bedeutung des II. Vatikanischen Konzils

Am nächsten Tag griff der Aachener Bischof, Dr. Heinrich Mussinghoff, in seinem Beitrag für das Podium „Die ökologische Krise und neue Lebensstile“ den Begriff „Weltgemeinwohl“ auf und erinnerte daran, dass „die immer enger werdende und allmählich die ganze Welt erfassende gegenseitige Abhängigkeit“ dazu führe, „dass das Gemeinwohl mehr und mehr einen weltweiten Umfang annimmt und deshalb auch Rechte und Pflichten in sich begreift, die die ganze Menschheit betreffen“.⁴

Der Bischof wies darauf hin, dass der selige Papst Johannes Paul II. schon 1990 aufgerufen habe, dass die Gesellschaft „ihren

Lebensstil ernsthaft überprüft“ und „eine Erziehung zur ökologischen Verantwortung dringend notwendig“ sei.⁵

Im gleichen Podium erinnerte Generalvikar P. Jerzy Norel OFM aus Rom an die Soziallehre der Kirche und betonte, dass Papst Paul VI. in der Enzyklika „*Populorum progressio*“ bereits die Verantwortung zum Erhalt der Schöpfung für die nachfolgenden Generationen deutlich angesprochen habe.⁶ „Im Respekt vor Gottes Schöpfung und vor der Würde all ihrer Kreaturen sehen sich die Franziskaner, dem Beispiel ihres Gründers folgend, nach wie vor in der Pflicht. Dazu wird die Kooperation mit anderen Gruppen und Institutionen gesucht, die gleichen Zielen verpflichtet seien.“⁷

Gijun Sugitani, vom Hohen Rat der buddhistischen Tendai-Schule Japan, hob hervor, dass der Mensch sich aus der Phase seiner frühen Existenz als „ein von der Jagd abhängiges Wesen bis zur planvollen Kultivierung der Natur entwickeln“⁸ musste. Der Buddhismus gehe davon aus, dass die egozentrischen Wünsche des Menschen eingeschränkt werden müssen, wozu z.B. eine Reduzierung des Energieverbrauchs gehöre, wie in Rio de Janeiro vereinbart worden sei.

Der evangelische Pastor Ivo Huber hob hervor, dass Theologen in der vorgegebenen Thematik zunächst einmal keine Experten seien, doch seien für Christinnen und Christen die Hl. Schriften die richtige Orientierung. Die Frage sei in dem Zusammenhang, was Gott mit uns Menschen wolle.⁹

Eine Aussöhnung der Ethnien und Religionen braucht Zeit

Am Vormittag des 11. September erinnerte der Bürgermeister von Sarajevo, Alija Behmen, im Podium „Sarajevo zwanzig Jahre danach: vom Konflikt zur Zusammenkunft“, daran, dass die Menschen in Sarajevo zum Zusammenleben „verurteilt“ seien. Er sei sich bewusst, dass der Nationalismus noch nicht

überwunden sei, doch ohne Verzeihung sei kein Zusammenleben möglich. Die politische Kooperation sei kompliziert, da z.B. in der bosnisch-herzegowinischen Föderation das Wahlrecht zu einer schwierigen Zusammensetzung des Parlaments geführt habe.¹⁰

Im gleichen Podium wies der RENOVABIS – Hauptgeschäftsführer P. Stefan Dartmann SJ auf mehrere Entwicklungsprojekte u.a. im schulischen Bereich hin, die seine Einrichtung gemeinsam mit anderen Institutionen auf den Weg gebracht habe.

Über eine nicht mehr rekonstruierbare Bemerkung des Serbisch-Orthodoxen Bischofs Grigorije kam es zu einer Verstimmung bei Groß-Mufti Mustafa Cerić, der jedoch am Abend wieder der Schlusszeremonie aktiv beiwohnte.

Vinko Kardinal Puljić wünschte dem Land die Demokratie herbei und erinnerte an seine Erfahrungen während des alltäglichen Überlebenskampfes im Krieg, der mehr als zwölftausend Einwohnern der Stadt das Leben kostete. Er habe sich bemüht, in dieser Zeit trotz allem den Kontakt zu den anderen Religionen aufrecht zu erhalten, und wurde dabei durch einen unerwarteten Besuch Kardinal Etchegarays ermutigt, der Sarajevo nur unter Lebensgefahr erreichen konnte. Unvergesslich bleibe ihm auch ein Telefongespräch mit Johannes Paul II. kurz nach Kriegsende, das die Verbundenheit des Papstes mit allen Menschen der Stadt bekräftigte.¹¹

Einigkeit bestand darüber, dass die Entwicklung des Landes voran gebracht werden und es zu einer wirtschaftlichen Entwicklung kommen müsse. Auf die bislang ungenügende Versorgung der minderjährigen Kriegswaisen wies Groß-Mufti Mustafa Cerić hin.¹² Die Aussöhnung zwischen den Ethnien und Religionen, zwischen den Menschen entwickle sich, nicht zuletzt gefördert durch das internationale diesjährige Friedensgebet der Weltreligionen.

Friedensprozession und feierliche Schlusszeremonie

An den Hauptgebetsorten der Juden, der Serbisch-Orthodoxen Christen, der Katholiken und der Muslime fanden die Schlussgebete nach der jeweiligen Tradition am Nachmittag des Dienstags statt, bevor man sternförmig in Prozessionen zur Abschluss – Zeremonie am „Dom Armije–Platz“ aufbrach.

Gleich zu Anfang legte die Sintiza Rita Prigmore, die den Holocaust des Nationalsozialismus in mehreren Konzentrationslagern durchlitten hatte, ein Bekenntnis zu einer Welt ab, in der man „den Reichtum der Verschiedenheit anerkennen“ möge. „Was ist zu tun, dass kein Mensch mehr gegen seinen Nächsten die Hand erhebe“, fragte sie in einem klaren Italienisch.¹³

Der neunzigjährige Vizedekan des Kardinalskollegiums, Roger Etchegaray, proklamierte ein lautes „grazie“ der Gemeinschaft gegenüber und erinnerte an 1986, als das Weltfriedensgebet in der Heimat des Hl. Franziskus von Assisi seine Geburtsstunde hatte. Nach seinen persönlichen Erfahrungen in Sarajevo, die Stadt, die er während des Krieges vom Berg Igman herab durch den Tunnel am Flughafen erreichte, rufe er heute aus: „Habt Mut, habt Mut zum Zusammenleben ohne Vorurteile, so als würdet ihr gerade erst damit beginnen“. Um diesen Appell gleichsam noch zu verstärken rief der Kardinal schließlich: „Sarajevo, reich deine Hand dem Nächsten, wer immer es auch sei, und ihr“, wandte er sich an die versammelte Menge, „fasst euch bei den Händen und streckt sie zum Himmel, Gott entgegen“.¹⁴

Der Tradition des Weltfriedensgebets entsprechend, lud diesmal der Präsident der Gemeinschaft Sant Egidio, Marco Impagliazzo, im nächsten Jahr nach Rom ein.

Fazit

In der Tradition des Weltfriedensgebets scheint es nach meiner Beobachtung u. a. darum zu gehen, Verantwortungsträger der

Politik und der Religion in einem bestimmten zeitlichen Rahmen miteinander ins Gespräch zu bringen. Ich sehe dies auch in Sarajevo selbst unter Berücksichtigung der komplizierten Geschichte des Balkans und der unzähligen persönlichen Verletzungen während der letzten Dekaden als eine echte Chance. Viele Autoritäten bleiben nach dem Ende der Gespräche und der Gebete vor Ort durch ihre Aufgaben und Ämtergebunden. Sie werden dann im Alltag versuchen, anstehende Probleme zu lösen, deren Beschaffenheit sich uns als Beobachter von außen nicht ohne Weiteres erschließt. Noch weniger steht es uns zu, eingeschlagene Lösungswege durch unsere „deutsche“ Brille zu bewerten.

Die Kultur des Zusammenlebens von Menschen mehrerer Weltreligionen muss sich in Sarajevo erst wieder entwickeln, vieles was dazu gehört, muss wieder neu erlernt werden.

Anmerkungen:

- ¹ www.santegidio.org/index.php?pageID=671&tidLng=1067 ;
- ² Pacem in terris, Kap. 139 in: KAB (Hrsg.), Texte zur Kath. Soziallehre. Kevelaer 1975.
- ³ Ebenda, 144;
- ⁴ Gaudium et spes 26; Zitat unveröff. Skript Bischof Heinrich, 3. 9. 2012;
- ⁵ Botschaft Papst Johannes Paul II. zur Feier Weltfriedenstag 1990, „Friede mit Gott dem Schöpfer, Friede mit der ganzen Schöpfung“;
- ⁶ Populorum progressio, 17; in Texte zur Kath. Soziallehre, a.a.O.;
- ⁷ www.santegidio.org, Preghiera per la pace 2012, Sarajevo, Contributo di Jerzy Norel, 10-sept-2012 ;
- ⁸ Zitat aus pers. Notizen des Verfassers, 10. 9. 2012, Panel 17;
- ⁹ ebenda;
- ¹⁰ Zitat pers. Notiz Verf., 11. 9. 2012, Panel 25;
- ¹¹ ebenda;
- ¹² ebenda;
- ¹³ S. Egidio, Skript Testimonianza di Rita Prigmore, Sarajevo, o. Datum.
- ¹⁴ S. Egidio, Skript Card. Roger Etchegaray, 11. September 2012.

Literaturdienst

Michael Theobald: Eucharistie als Quelle sozialen Handelns. Eine biblisch-frühkirchliche Besinnung (Biblisch-Theologische Studien 77). Neukirchen-Vluyn 2012.

Auch wenn die folgende Einschätzung vielleicht mehr über den Rezensenten als über das zu besprechende Werk sagt, sei gleich zu Anfang festgestellt: Lange schon habe ich kein exegetisches Buch mit vergleichbarer Spannung gelesen wie die Studie des katholischen Tübinger Neutestamentlers Michael Theobald zum Verhältnis von Eucharistie und sozialem Handeln innerhalb des Neuen Testaments und – angesichts der dort eher sehr begrenzten Zahl der heranzuziehenden Perikopen – innerhalb der frühen Kirche mit ihren schriftlichen Zeugnissen aus dem 2. Jh.

Spannend und von aktueller Bedeutung ist bereits die grundsätzliche Fragestellung nach dem Zusammenhang von liturgischer und diakonischer Dimension der Kirche, wie nicht zuletzt die Beiträge von Hans-Joachim Höhn (Pbl 10/2010, 300-308) und Christiane Bongartz (Pbl 7/2012, 195-201) zeigen. Dabei ordnen sich beide Beiträge in die Gesamtbeobachtung Theobalds ein, dass die Behandlung des Themas bislang eher in Einzelfacetten aufscheint als in einer grundlegenden Betrachtung (vgl. S. 14f.), wie er sie entwickelt.

Theobald geht seine Aufgabe gründlich an und (er)klärt zunächst einmal, weshalb er nicht einfach vom Miteinander der beiden „klassischen“ Dimensionen „liturgia“ und „diakonia“ spricht, um sogleich in die Diskussion über das Verständnis von „diakonein“ im NT einzuführen, die einige Kapitel später (Kap. 5, S. 155-207) auf der Basis nt.licher und altkirchlicher Texte noch einmal ganz neuen Tiefen zugeführt wird. Der Erkenntnisgewinn ist erheblich. Des Weiteren wird im grundlegenden Eingangskapitel festgestellt, dass die Alte Kirche nicht bemüht wird um der „Pflege eines nostalgischen Traums“ willen, sondern um vom „Zeugnis der Schrift ... aus die theologischen Grundlinien abzustecken, die heute Orientierung bieten“, unter den aktuellen „Bedingungen und gesellschaftlichen Koordinaten das Evangelium in seiner befreienden Kraft neu zu entdecken und es in einer entsprechenden Sozialgestalt von Gemeinde und Kirche auch zum Leuchten zu bringen“ (S. 13 und 14). Dabei ist ein doppelter Paradigmenwechsel zwischen den Anfangszeiten der Kirche und der Gegenwart festzustellen: 1. Aus Armut als individueller Notlage, der sich die Kirche in liturgischer Verankerung mit einer Haltung der Barmherzigkeit und fast mit dem Kennzeichen eines Alleinstellungsmerkmals zuwandte, ist ein Faktor des Marktes

geworden, dem sich die Gesellschaft funktional zuwendet. 2. Zugleich ist es innerhalb der Kirche selbst zu einer Dissoziierung zwischen der ursprünglich selbstverständlichen Verzahnung von Eucharistie und sozialem Handeln gekommen. Gerade in diesem zweiten Kontext gilt es erneut nach den Wurzeln zurückzufragen (vgl. zum Ganzen S. 3-13).

Dies unternimmt Theobald in den Kapiteln 2-7 in insgesamt 6 Schritten. Kapitel 2 (S. 24-62) widmet sich dem „aufwartenden Heiland“, also Jesu Tischgemeinschaften als religiös-sozialen Zeichen. Über den sozialen Verpflichtungscharakter des Herrenmahls nach Paulus (Kap. 3, S. 63-83) und vier Schlaglichter auf frühchristliches Gottesdienstverständnis (Kap. 4, S. 84-154, bes. spannend und von der Gründlichkeit der Studie zeugend die Beschäftigung mit dem Jakobus- und dem Hebräerbrief sowie mit dem Ignatius-Brief an die Smyrner als wichtigem altkirchlichem Zeugnis) kommt es zur besagten Darstellung des Diakonenamtes in NT und früher Kirche. Hier wurde offensichtlich kein kultisch-liturgisches Amt entwickelt, sondern die Aufgabe „sozialer Netzwerkarbeit“ (vgl. S. 204 mit dem Hinweis auf eine „saloppe“ Formulierung“, die aber sehr ernsthaft und konkret entfaltet wird) findet ihre Repräsentanz in der Liturgie. Es geht um das „Miteinander eucharistischer Verwurzelung und sozialer Präsenz des Dienstes“ (S. 207). Kap. 6 (S. 208-263) behandelt sodann anhand von 1 Kor 16, Didache, Justins Erster Apologie sowie Adversus haereses IV von Irenäus die Bedeutung von Kollekte und Fürbitte in der frühen Kirche. Den Abschluss des Durchgangs (Kap. 7, S. 264-281) bildet die Auslegung von Tertullians Apologeticum 39, der nicht zwischen „Eucharistie“ und „Agape“ zu unterscheiden scheint, sondern nur von einem einzigen „cena nostra“ spricht.

Bei Tertullian wird – vielleicht für manchen fast anstößig – deutlich, dass zwischen Eucharistie und soziales Handeln „kein Blatt passt“ – und nichts anderes weist Theobald in seinen verschiedenen Untersuchungsschritten auf. Auf der Basis dieses Ergebnisses formuliert er im Schlusskapitel (S. 282-304) „Orientierungen für heute“ (S. 294-304) unter der Maßgabe, dass Biblische Theologie, „die heute nicht anders als ökumenisch betrieben werden kann“, „ihren Namen nicht verdiente, wenn nach aller Anstrengung des exegetischen Hinhörens in die uns zugleich fernen und nahen Texte nicht auch Perspektiven für die Pastoral erwachsen, in unserem Fall: für die Gestaltung der Eucharistie bzw. des Abendmahls“ (beide Teilzitate S. 294). Sie seien hier nicht im Einzelnen vorgestellt, denn schließlich wird das Buch ja von mir zur Anschaffung empfohlen. Und da sollte bei aller Vorabinformation auch ein Leseanreiz bleiben. Dazu noch der zusätzliche Hinweis: Für „eilige Leserinnen und Leser“ (S. 23) gibt es nach jedem Kapitel und oft auch nach Unterkapiteln wunderbare „Resümees“.

Gunther Fleischer

Unter uns

Auf ein Wort

DAS LETZTE WORT

Der biblische Glaube (...) verheißt, dass es trotz aller intensiven diesseitigen Glücksbefriedigung Leben im Vollsinn nur in dem geben kann, was wir Gott nennen. Nur er gewährt eine Seligkeit, die immer größer ist als jeder menschliche Hunger, und die darum nicht stets neuer Sensationen und rasch wechselnder Interessen bedarf. Vielleicht versteht man von hier aus am besten die klassische Kennzeichnung, dass die Erfüllung des menschlichen Glückstrebens „jenseitig“ ist. Hier geht es um die Erreichung eines Zieles, das der menschlichen Sehnsucht entgegenkommt, sie jedoch zugleich unendlich übertrifft. Dieses Glücksstreben verachtet nicht die geschichtliche Erfahrung des Menschen. Es kennt die Härte der Geschichte, ja Gott hat in Jesus alle Schicksalsschläge der Menschen in sich aufgenommen. Da er aber in Anfeindung, Leid und sogar im Tod nicht untergegangen ist, hat er auch für das Leben der Menschen einen letzten Sinn gerettet. Auch das kleine, unvollkommene Glück macht nun nicht mehr heimlich traurig, sondern erweist sich als ein Gleichnis des immerwährenden Glücks. Die Gelassenheit weiß, dass auch dieses Glück nicht festgehalten werden kann. Glück kann unter den Bedingungen unserer Sterblichkeit nie fixiert und darum auch nie endgültig begrifflich festgelegt werden. Man kann oft eher negativ sagen, was es nicht bedeutet. So wird das wahre Verständnis von Glückseligkeit gewonnen, nämlich eine unaufhörliche Erfahrung mangelloser, leidloser Geborgenheit, die nicht mehr aufgehoben, gemindert oder genommen werden kann. In dieser Erfahrung wurzelt zugleich der klassische Begriff des Ewigen: Ewigkeit ist der zugleich ganze und vollkommene „Besitz“ nie beendbaren Lebens. Die Schrift sagt es noch treffender: „Kein Ohr hat es je gehört, kein Auge hat es je gesehen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Korinther 2,9).

Karl Kardinal Lehmann

*aus: „Der biblische Glauben“, in: ders. Von der besonderen Kunst glücklich zu sein.
Freiburg 2006.*

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E